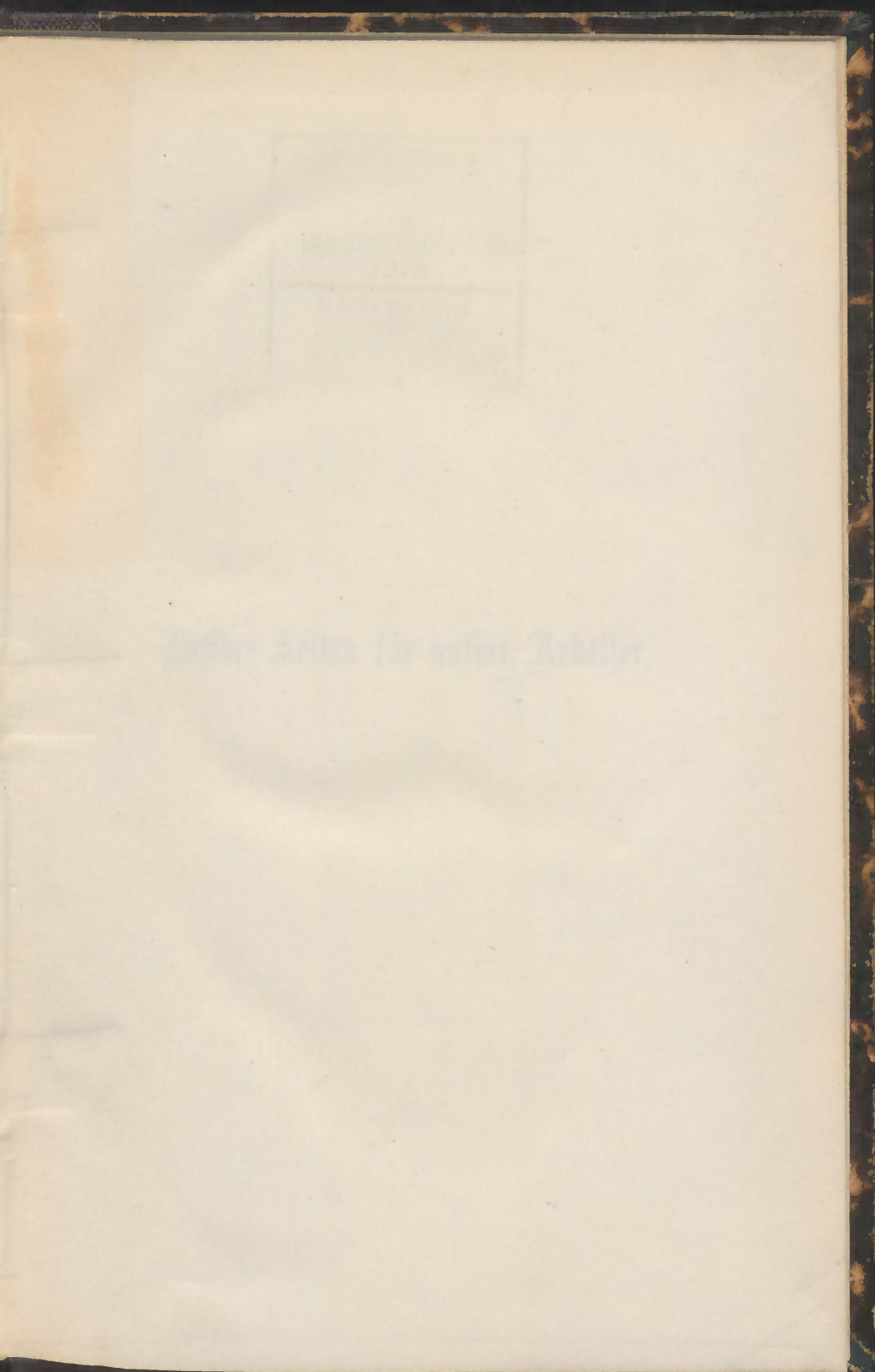


EIGENTUM
DES
INSTITUTS
FÜR
WELTWIRTSCHAFT
KIEL
BIBLIOTHEK
Nr. II 13139





Bessere Zeiten für unsere Arbeiter.

Maikie.

Bessere Zeiten
für unsere Arbeiter.

Aus dem Englischen.



3992

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1884.





Vorwort des Übersetzers an die deutschen Arbeiter.

Dieses Buch kam dem Übersetzer, welcher seit fast 40 Jahren Fabrikant und mit deutschen, wie ausländischen Fabrikarbeiterkreisen in Berührung gekommen ist, erst vor kurzem vor die Augen. Der Wunsch, gerade jetzt den deutschen Arbeitern Prof. Blaikies „Bessere Tage für unser Volk“ bekannt zu machen, trieb ihn zur alsbaldigen Übertragung ins Deutsche, ohne eine gründliche Umarbeitung mit Zusätzen über die Versuche und Erfahrungen bei uns nach derselben Richtung hin vorzunehmen. Möge der köstliche Kern dieses Volksbuches, so wie er ist, ohne fremde Schale, zuerst geboten sein! Wird das Buch nur entfernt so aufgenommen, wie in England, so ist und bleibt es ein Freund der Arbeiter, dem auch später noch ein Wort erlaubt sein darf.

Professor Blaikie war jahrelang Pfarrer an einer reformierten schottischen Gemeinde des Arbeiterviertels in Edinburg. Sein Name ist bekannt genug in Schottland und England. Schon im Jahre 1867

waren mehr als 70 000 Exemplare dieses Büchleins abgesetzt, und bald danach brachte die große Tract-Society, die Gesellschaft zur Verbreitung guter Volksbücher, den weiteren Vertrieb als ihr Eigentum an sich.

Wenn nur die Hälfte der 70 000 Exemplare in die Arbeiterhände übergegangen sind, so haben sicher Hunderttausende das Buch gelesen, und es ist somit eine Schrift fürs englische Volk in des Wortes schönster, weitester Bedeutung geworden.

Englische Arbeiter sind seit lange und auch heute noch in deutschen Fabrickreisen einzeln thätig, sodaß einige Bekanntschaft mit den englischen Verhältnissen vorhanden ist, weshalb also annehmen, daß der Inhalt nicht voll und ganz auch Deutsche ansprechen muß, um so mehr als die Not im Arbeiterstande hüben und drüben sich ähneln, zum Verwechseln gleicht und leider gleichfalls international genannt werden könnte? So gewiß die Not und die Sozialdemokratie international auftritt, so gewiß kann und wird es auch die Besserung der Arbeiterverhältnisse thun. Möge der Deutsche so klar wie der Engländer einsehen, daß jeder sein Schärfslein dazu beizutragen und zu allererst bei sich anzufangen hat.

Im April 1883.

Der Übersetzer.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel: Welches Ziel ist zu verfolgen?	1
Zweites Kapitel: Wer führt uns?	13
Drittes Kapitel: Im Schweiße des Angesichts	25
Viertes Kapitel: Gute Arbeit ist guten Lohnes wert.	42
Fünftes Kapitel: Wie man sein Geld am besten anlegt.	70
Sechstes Kapitel: Gesund an Leib und Seele	73
Siebentes Kapitel: Sonntagsruhe. — Schlußbetrachtung des Übersetzers	79

Erstes Kapitel.

Welches Ziel ist zu verfolgen?

Ein großer Kämpfer für Arbeiterrechte äußerte jüngst: „Das Leben ist für den Arbeiter eine endlose Erniedrigung, ein tägliches Märtyrertum, ein langer Leichenzug zum Grabe.“ Beim Lesen dieser Worte mußten wir an jenen Mann denken, dem seine Freunde einreden wollten, daß er nicht lange mehr leben könne. Der Mann war in bester Gesundheit; aber in der Straße begegnet ihm einer der Freunde, sieht ihn groß an und ruft bestürzt: „Mein Gott! wie schlecht Sie aussehn.“ In der nächsten Straße trifft er einen zweiten, der, seine Hände ergreifend, über sein krankes Aussehen erschrocken zu sein vorgiebt. Indem er um die Ecke biegt, passiert ihm das zum drittenmal. Mehr und mehr wird des Mannes Überzeugung von seinem vollständigen Wohlbefinden erschüttert, und ehe er nachhause kommt, ist ihm gewiß, daß er recht krank sein muß; und wie man sich erzählte, legte er sich auch bald danach und starb.

Diejenigen, welche die Arbeiter Englands überreden wollen, daß ihr Leben ein tägliches Märtyrertum, ein Leichenzug zum Grabe sei, treiben ein ähnliches Spiel mit ihrer Leichtgläubigkeit und bestärken sie in der Einbildung von der Größe ihres Elends.

Es ist nicht gerade schwer, die Mühsale der Arbeiter mit lebhaften Farben zu schildern. Schwere Arbeit, wenig Lohn;

Blatte, bessere Zeiten.

schlechte Wohnung, hohe Miete; Arbeit, der Gesundheit nachtheilig, wie die des Steinhauers, Stahlschleifers und lebensgefährlich wie die des Bergmannes; politisch beinahe gar nichts und sozial recht wenig bedeutend; — in der Krankheit ohne tröstende, helfende Hand, — im Alter ohne Versorgung; — sein Weib oder Kind oft hinsiechend, weil die Mittel zur ärztlichen Behandlung und häuslichen Pflege für ihn unerschwinglich sind: so schleppt der Arbeiter die Last von der Wiege bis zum Grabe. — Aus dieser Schilderung läßt sich mit Leichtigkeit ein recht schwarzes Bild herstellen, denn man braucht die dunkeln Stellen nur einfach ganz schwarz zu malen und jeden hellen Ton auszuschließen. Ein Arbeiter, der solchem Schwarzfärber in die Hände kommt, wird bald in der Stimmung desjenigen sein, den die Freunde überreden, er sei am Sterben. Mag er auch vorher sich oft ganz wohl und glücklich gefühlt haben, jetzt ist alles anders; sein Mut sinkt, seine Kraft wird gelähmt; er ist ein Märtyrer, aber nicht einmal auf die Märtyrerkrone hat er Aussicht; von allen Menschen ist er der elendeste. Beinahe jedes Leben hat eine dunkle Seite, und jeder könnte sich einen Märtyrer nennen. Kürzlich erschien in der „Times“ ein Artikel über das Unglück der Herzöge. Alles, was das Leben eines reichen Edelmanns trüben kann, war haarklein beschrieben; alle Arten seiner Sorgen und Arbeiten, die Menge der Diener, welche zu bewachen, die Pläne, welche zu machen, die Kontrakte, die abzuschließen, die Verlegenheiten, die zu entwirren, die Mißbräuche, die zu ertragen waren. Beim Durchlesen mußte man annehmen, daß so etwas wenig besser als Märtyrertum sei.

Erst letztes Jahr starb ein junger Mann in England, welcher der Enkel des großen Dichters Lord Byron war, Besitzer bereits einer adeligen Herrschaft und der Erbe einer zweiten. Trotzdem aber hatte er es mit voller Überlegung vorgezogen, als Arbeiter einer Eisengießerei zu leben und zu sterben, anstatt seinen Sitz im Hause der Lords einzunehmen und die ihm unerquicklich erscheinenden Ehren des Adelstitels zu genießen. — Ein jeder Stand hat seine Plage, und ein

Blick hinter die Couliſſen des Lebens in jenen höchſten Kreiſen würde manchen dieſ mit Erſtaunen wahrnehmen laſſen. Der Großaufmann, zu dem ſein armer Gehilfe mit 80 Pfd. Sterl. jährlich aufblickt wie zu einem halben Gott — nun im nächſten Augenblick wünſchte er vielleicht ſelber ein Gehilfe, ein Diener im eigenen Comptoir zu ſein, nur um das Elend los zu werden, das ihn im Innerſten quält —, ſein ſtilles, aber hoffnungsloſes Ringen mit dem Bankrott. Der Edelmann, der an dir ſtolz vorüberfährt, während du deine Kinder an der Hand führſt, gäbe vielleicht gern die Hälfte ſeines Grundbeſitzes darum, könnte er, wie du, einen Sohn ſeinen Erben nennen. Die Arbeiter, wie wir ſie kurz hin nennen, müſſen nicht ſagen, daß gerade ſie vor allen zum Märtyrertum beſtimmt ſeien, müſſen auch nicht denken, daß Kronen- und Würdenträger in dem langen Zuge zum Grabe nicht mit einherſchreiten.

Gleichwohl haben der Regel nach die Arbeiter recht ſchwer an des Lebens allgemeiner Bürde zu tragen, ſchwerer als andere und laufen Gefahr, zu unterliegen, und ſowohl körperlich wie geiſtig gebrochen zu werden, wenn nicht mit allem Eifer das Gegentheil für ſie angestrebt wird. Beſonders ſind ſie wenig geeignet, die Zeiten der Not ruhig zu ertragen. Im allgemeinen ruht auf dem Arbeiter eine zu ſchwere Laſt. Er wird leicht ſahm bei dem Ringen um ſein Brot, verliert leicht den Mut, die Selbſtachtung und bricht zuſammen, weil er nicht weiter kann. In dem Augenblick des Niederſinkens kommen dann Feinde über ihn und bemächtigen ſich ſeiner: Energie-loſigkeit, Trunksucht, Lüge und zahlloſe Laſter. Wir möchten ein wenig zur Ermutigung des Arbeiters beitragen, ſeine Laſt zu tragen. Können wir ſie kleiner machen, ſo werden wir's freudig thun, wo nicht, ſo möchten wir ihn wenigſtens auf die Kraft hinweiſen, wodurch er ſie leichter zu tragen vermag. Mancher ſagt, ſchwere Arbeit habe die Vorſehung uns weiſlich auferlegt, und ungöttlich ſei, dagegen ſich aufzulehnen. Aber iſt's etwa unrecht, Arznei zu nehmen gegen Krankheiten, die uns auferlegt ſind? Wahr iſt, „wir wollen zufrieden ſein mit dem, was uns beſchieden“, aber wir ſollen doch auch alle gott-

gegebenen Mittel anwenden, um unsere Lage zu bessern. Es ist Pflicht gegen Gott, gegen uns, gegen unsere Kirche und die Gesellschaft, so viel als möglich uns von dem zu befreien, was unsere Existenz schädigt oder gar zerstört. In diesem Sinne wünschen wir die Arbeiter zu ermutigen und bessere Zeiten für sie herbeizuführen. Wir wünschen, daß sie streben möchten nach mehr Behaglichkeit des Lebens, nach Verminderung der unrichten und ungerechten Arbeit, nach besseren Wohnungen, besserer Erziehung, besserem Familienleben und erhöhter gesellschaftlicher Stellung. Nicht unzufrieden, nicht eifersüchtig auf Bessergestellte möchten wir sie sehen. Wir möchten aber auch nicht, daß ihnen der edle Ansporn zur Erwerbsthätigkeit, die unschätzbare Schule der selbstverleugnenden Arbeit und Ordnungsliebe, welche wir für die köstlichsten Früchte eines mühevollen Lebens halten, verloren gingen über der Bemühung um Besserung ihrer Lage. Wenn wir ihnen im Folgenden zu zeigen versuchen, wie sie leichter ihre Last tragen können, so treibt uns dazu nicht nur der eine Wunsch, daß die zahlreichste Klasse unserer Mitmenschen davon Vorteile gewinne, sondern auch der andere, daß sie neue Beweise von Gottes Vaterliebe erkennen und von einem Dank gegen den Höchsten sich durchdrungen fühlen möchten.

Für den, welcher dem Arbeiter das Banner mit der Aufsicht „Immer höher hinauf“ entfaltet, ist es ein Großes, daß er sie daran erinnern kann, wie hier zu Lande*) seit mehr als hundert Jahren alles sich sehr zu ihren Gunsten gestaltet hat. Im Altertume waren sie Sklaven oder Leibeigene, und die Kämpfe um ihre Befreiung waren lang und hart. Allein seit der Reformation sind so viel Fortschritte in der Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse gemacht worden, daß die Schilderung ihrer früheren Lage und die Darstellung des Kontrastes zwischen damals und heute trotz aller heutigen

*) Anmerkung des Übersetzers: Der Verfasser redet von England, in Deutschland aber waren die Verhältnisse und Löhne der Arbeiter in den angegebenen Perioden noch viel schlechter als dort.

Klagen viele Seiten füllen und Senfation hervorrufen würden. Um das Jahr 1500 wohnten die kleinen Leute alle in Häusern, wie man solche einzeln noch in Irland und den schottischen Hochlanden sehen kann, aus Lehm und Holz gebaut, mit Stroh bedeckt, ein Zimmer ohne Ofen oder Kamin, nur eine Öffnung nach dem Dache enthaltend. Die Geräte waren meistens von Holz; Glas war selten; Töpferwaren fast unbekannt. Die Lagerstätten bildeten Strohsäcke oder Matten, mit grober Decke und einem rundlichen Block anstatt eines Kopfkissens. Die Nahrung war grobes Korn, Bohnen, Erbsen oder Linsen und Hafer. Um 1500, zu Heinrichs VIII. Zeit, sollen in England noch kein Kohl, keine Rübe oder eßbare Wurzeln gebaut sein. Stecknadeln wurden erst 1543 von Frankreich eingeführt; bis dahin hatten selbst die Hofdamen nur Bänder und Spangen von Kupfer, Elfenbein oder Holz. Nach 1600 war es noch nicht viel besser, und wie Lord Macaulay im ersten Bande seiner berühmten „Geschichte Englands“ nachweist, waren die Arbeitslöhne nur halb so hoch wie jetzt. 1680 klagte ein Mitglied des Unterhauses, daß infolge der hohen Löhne an die Schlosser und Webstuhlarbeiter England nicht mehr mit den Webstühlen der Indier konkurrieren könne. Anstatt gleich den Eingeborenen in Bengalen den ganzen Tag für ein Stück Kupfergeld schwere Arbeit zu thun, verlangten die englischen Arbeiter die übermäßige Bezahlung von einem Schilling (eine Mark deutsche Reichswährung) täglich. Unter Karl II. (1630) klagten Weber von Leeds und Norwich, daß sie nur einen halben Schilling täglich verdienen könnten. Ländliche Arbeiter hatten durchschnittlich nur 5 Schillinge die Woche, in Schottland noch weniger. Kinder mußten oft schon mit 6 Jahren Geld verdienen. Die notwendigsten Lebensbedürfnisse waren nicht billiger als heute. Im Jahre 1661 kostete das Quarter Weizen 70 Schillinge. Weizenbrot war also demnach fast unbekannt bei Arbeitern; Fleisch war freilich billiger, aber für dies doch zu teuer. Kolonialwaaren und Kleiderstoffe kosteten mehr als heute, ebenso Salz, Kohlen, Lichte, Seife, Schuhe und Strümpfe.

Im jetzigen Jahrhundert noch hat sich der Arbeiter Lage bedeutend verbessert. Um 1800 verdiente ein guter Maurer in London 16 Schillinge die Woche, heute mehr als dreißig. In den Webereien ist der Lohn um 20 Prozent höher und die Arbeitszeit um 9 Stunden die Woche kürzer. In den Eisendistrikten stiegen die Löhne noch mehr. Mr. Smiles hat konstatiert, daß in den Eisenhütten von Nordengland in guten Zeiten die Eisenwalzer täglich so viel verdienen, daß ein Oberstlieutenant der königlichen Armee (der Infanterie) sich nicht besser steht, Former sind bezahlt wie die Majors und Heizer wie Lieutenants und Adjutanten.

Ohne Zweifel sind dies die auffallendsten Beispiele, wogegen in manchen Fällen gar keine Steigerung nachzuweisen ist. Auch in anderer Beziehung ist vieles besser geworden. Die Hospitäler in den Städten sind neu und eine Wohlthat für die Arbeiter; die schlechtere Nahrung und Kleidung bewirkten ehemals bei ansteckenden Krankheiten viel größere Opfer, ja es starben so viele, daß man heute die großen Zahlen kaum glaublich findet. Ein Geist der Roheit durchdrang die gesellschaftlichen Beziehungen; nur Schläge hatte man für die Unvorsinnigen; der Schulmeister gebrauchte die Peitsche, der Chemann schlug sehr häufig seine Gattin und ebenso der Arbeitgeber seine Arbeiter. Bedenkt man, daß letztere viel weniger Gelegenheit hatten, ihren Leiden Ausdruck zu geben, daß sie weit weniger zahlreich und von Bedeutung waren, so ist der große Umschwung zum Besseren unverkennbar.

Diesem allen widerspricht es nun keineswegs, daß die Leute damals trotzdem freudiger und lustiger waren, als heute. Die Mai-Stangenspiele versammelten viel lachende Gesichter und fröhliche Herzen um sich, und im Hochsommer vergaßen hoch und niedrig ihre Sorgen bei den Zuhlfestlichkeiten. Wenn nun heute ohne Zweifel weniger laute Heiterkeit sich kundgiebt, als damals, so ist das eine Folge unserer sozialen Verhältnisse, die zu beklagen ist, und es sollte nicht so sein; indessen dürfte die Fröhlichkeit der alten Zeit ebenso wenig ganz echt gewesen sein wie die der Sklaven in Amerika und die der Leibeigenen

in Rußland, welche bekanntlich für kurze Dauer oft auffallend laut sich äußert.

Nach allem ist übrigens die Besserung nicht so groß, wie sie scheint und sein könnte. In doppelter Beziehung sollte es besser geworden sein, und ist es doch nur nach einer Seite hin. Zuerst sollte mit dem wachsenden Reichtum der Nation die Lage der Arbeiter sich verbessert haben, und zwar in demselben Verhältniß, wie Landbesitzer, Richter, Ärzte, Kaufleute mehr einnahmen. Außerdem aber sollte dieses in demselben Grade, wie ihre Geschicklichkeit und Arbeit für die Nation an Bedeutung gewann, auf sie selbst zurückgewirkt haben. Vor 200 Jahren gab es nur eine geringe Zahl nichtländlicher Arbeiter, heute bilden diese mit ihren Familien die Hälfte der Gemeinden und sind einer der großen Faktoren für Englands Wohlfahrt und Reichtum. Englische Fabrikanten beherrschen fast jeden Markt der Welt, britische Schiffe und britische Kaufleute tauschen die Schätze und Waren aller Länder und Klimate aus. Hätten daran nicht auch die Arbeiter einen großen Anteil haben und hätte ihre gesellschaftliche Stellung sich nicht demgemäß auch bedeutend heben müssen? Ohne Zweifel ist das nicht der Fall gewesen. Sie haben noch keine direkte Stimme bei der Landesregierung, ihre Häuser sind oft erbärmlich, und erst seit wenig Jahren hat man eingesehen, wie nötig es ist, um der Gesundheit ganzer Distrikte willen streng über die Nahrungsmittel zu wachen.

Die Schuld hieran allein den höheren Klassen zuschreiben zu wollen, ist weder richtig noch klug. Wenn die Unteren gegen die Oberen als die Urheber ihres Elendes aufstehen, so veranlassen sie letztere auf die Unmäßigkeit, den Leichtsin, die Strikes der Arbeiter hinzuweisen. Unter solchem Streiten, auf welcher Seite das meiste Unrecht, kommt die Sache der Reform nicht viel weiter. Das Richtige ist, daß alle Klassen an dem Besserungswerke sich gemeinsam beteiligen und erst wenn sich in den höheren Klassen eine gewisse Reue über ihre lange Vernachlässigung der unteren kundgibt, ist es wahrscheinlich, daß man zu einem Fortschritt kommt — vorausgesetzt,

daß auch bei den unteren der Eifer für das eigene Wohl sich kundgiebt, und sich nicht durch Anmaßung und unvernünftigen Widerstand zurückdrängen läßt. Jedes Jahr der letzten Zeit zeigt eine größer werdende Teilnahme der höheren Klassen an der Lage der unteren. Die Arbeit von Männern, wie Prinz Albert und Lord Shaftesbury, von Frauen wie Miß Marash, Miß Bayly sind Zeichen der Zeit. Mögen Tausende ihnen folgen, um den Ansprüchen der Arbeiter die nötigen Rücksichten zuteil werden zu lassen.

Bei dem Bestreben, unsere Arbeiter anzuspornen, sich bessere Tage zu bereiten, wollen wir nicht die Zeit mit der Frage vergeuden, was andere dazu thun sollen, sondern einige Dinge gründlich preisen, welche sie sich selber verschaffen können.

Das erste ist die Behaglichkeit des Lebens, an der noch viel fehlt. Wir beginnen mit ihr gerade, nicht weil sie etwa das Wichtigste, sondern weil sie das am leichtesten zu erringende ist. Wir meinen die Arbeiter hätten ein Recht und die Pflicht, viel behaglicher, viel feiner in ihren Lebensgewohnheiten zu sein, als es meistens der Fall ist. So sollte der fleißige Arbeiter z. B. bei zweifelhafter Gesundheit nie gezwungen sein, vom Krankenbett sich direkt wieder zur Werkstätte zu schleppen und so seine Gesundheit und Lebensdauer zu schädigen. So sollte des Arbeiters Frau, wie es oft der Fall, nicht genötigt sein, in einem Maße zu arbeiten, welches die Gesundheit untergräbt und die Springsfedern der Seele lähmt, zumal in Zeiten, wo sie dieselben nötig, ganz und voll nötig hat. Das Kind des Arbeiters sollte nicht Geld verdienen in einem Alter, in dem es auch bei allem Fleiß während der Schulzeit nichts gelernt haben kann, als die unerläßlichen Anfänge der menschlichen Bildung. Um dies alles zu verbinden, sind viele Kräfte in Bewegung zu setzen. Nicht zu leugnen ist, daß an diesem Mangel der Behaglichkeit die Gedankenlosigkeit der Arbeiter selber, ihr eigenes Vergeuden und ihre offenkundigen Fehler viel Schuld tragen.

Voran in der Reihe der bösen Feinde des Arbeiters geht die Unmäßigkeit und die damit verbundene furchtbare Schädigung des ganzen Organismus und seiner Moralität. Hiergegen

giebt es nur ein Mittel: Mäßigung, Festigkeit, Sparsamkeit, weises Nachdenken. Ohne diese eigene Arbeit, diese Selbsthilfe sind gutgemeinte Ratsschlüge völlig fruchtlos und selbst Wagenladungen solcher Mahnungen können den Abgrund eines Verderbens nicht ausfüllen. Mancher Leser kennt wohl die Aufstellung dessen, was alljährlich für jene 50—60 Millionen Pfd. Sterl. angeschafft werden könnte, welche die arbeitenden Klassen Englands für die Spirituosen vergeuden. Was ließe sich außer Kirchen und Schulen an behaglichen Häusern und sonstigen Erfordernissen des besseren Lebens dafür herstellen! Wie oft haben wir das Weib eines liederlichen Arbeiters unter Weinen und Wehklagen — oftmals wohl mit etwas der ihr eigentümlichen Übertreibung — ausrufen hören: „Ach, hätten wir nur alles, was er verdient, wir wären die glücklichste und zufriedenste Familie in der Stadt!“

Die Bestrebungen einzelner können hier nicht durchschlagend reformieren. Vereintes Streben muß eintreten. Die Massen der englischen Bevölkerung haben den großen Wert der Vereinsbildung entdeckt, aber bis heute tappen sie im Dunkeln inbezug auf die beste Art ihrer Anwendung. Über die bekannten Konsum- oder Geschäftsvereine (Trade's-Unions), auf die man so große Hoffnungen setzt, sei jetzt nur das gesagt, daß abgesehen von der moralischen Wirkung der Sache, die Behandlung derselben eine der schwierigsten Fragen des Volkswirtschaftslebens zu sein scheint. Vieles läßt sich für und wider anführen, aber auch die wärmsten Freunde werden wohl zugeben, daß diese Vereine bis jetzt noch nicht die geeigneten Wege gefunden haben, um der Arbeit die Segnungen vereinter Kraft zuzuführen. Die Arbeiter — so scheint es uns — kommen in jenem System der Kooperation oder Arbeitsverbindung, welches in Rochdale und anderswo sich so glänzend bewährt hat, viel schneller und wirksamer zu ihrem Vorteil. Wir möchten deshalb nicht raten, diese Vereinigungen zu verlasseln, weil sie mit einigen Abänderungen Treffliches leisten werden, vielmehr empfehlen, dieselben einsichtig und energijch weiter zu entwickeln. Viel gute Eigenschaften und Gewohn-

heiten werden durch sie entwickelt; köstliche Ausichten auf Besserung der Familienverhältnisse im Volk eröffnet, und wenn ihre Mitglieder dabei auch nicht in das Land kommen, wo Milch und Honig fließt, so nähren sie sich demselben doch ein ganzes Stück Weges.

Eine Hauptrolle bei Vermehrung des Verdienstes und der Behaglichkeit spielt zweifellos die Gesundheit. Die Erhaltung und Bewahrung derselben steht viel mehr in unserer eigenen Hand, als man früherhin annahm. Die Wissenschaft bestätigt heute, daß wir mit verhältnismäßig sehr kleinen Mitteln, die jedem zugebote stehen, Krankheiten vermeiden und unterdrücken können. Besser als alle Medizin wirkt bei reichhaltiger Zuführung frische Luft, frisches Wasser, Licht, einfache gute Kost, regelmäßige Arbeit, genügender Schlaf. Diese Dinge sind so wichtig zur Abwehr eines ganzen Heeres von Krankheiten, wie die vorausgeschickten Züge guter Scharfschützen in der Feldschlacht. Zehnfach wichtig aber ist die Gesundheit jedem, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen muß.

Oft hört man die Ansicht äußern, daß die Arbeiter durch höhere Löhne zum Vergeuden und durch höhere Selbstachtung zur Selbstüberschätzung geführt würden. Es ist wahr, oft findet man z. B. in den Bergwerks- und Kohlendistrikten Familien, deren Glieder 4, 5 selbst 6 Pfd. Sterl. die Woche verdienen, mehr als ein Arzt oder ein Geistlicher, und doch würde man bei solchen Leuten das ganze Mobiliar des Hauses recht teuer kaufen, sollte man nur 2½ Pfd. Sterl. dafür bezahlen. In einem Orte solchen Distrikts waren drei ganze Familien und ein Einlieger, die zusammen mehr als 200 Pfd. Sterl. pro Jahr verdienten, keiner von ihnen krank, und doch war nirgends auch nur eine Spur von Wirtschaftlichkeit. Die Leute hatten teure Liebhabereien und waren dabei vollständig verlottert. Auch für solche Leute ist das Gold eine gefährliche Gabe. Mit vollem Recht äußerte der alte schottische Wiedermann Shirra öfters: „Man muß zum lieben Gott beten, daß die Männer von Kirkaldy entweder weniger Löhnung oder mehr Verstand, den sie richtig anwenden, beschert erhalten.“

Mehr Einsicht und Verstand! Ein Buch ließe sich über dies zweite Notwendigste schreiben, welches Wunderdinge wirken könnte. Wir meinen mit diesen Wunderdingen nicht jene vielen Fälle, wo ein mit Fleiß ausgebildeter Geist, wie Hugh Miller oder Georg Stephenson, die Arbeiter überhaupt eine ganze Stufe höher in der Gesellschaft gebracht hat, denn nicht einzelne sollten steigen, sondern der Standpunkt aller sollte gehoben werden. Man gebe nur einmal acht darauf, wie Bildung gerade dem Arbeiter ringsum Achtung verschafft, wenn sie nur frei von Unsitlichkeit, falschem Schein auftritt, ihn nicht von seiner Berufsarbeit abzieht. Ebenso eröffnet sie ihm viele höhere Freuden. Gerade weil er deren so wenige hat, wird der ungebildete Mann so leicht gefangen genommen von der größten Art Lockspeise, die der Teufel auf seine Angelrute legt. Unsere niedrigsten Freuden beruhen auf der Verwandtschaft unserer Natur mit der tierischen; unsere höchsten auf der Bildung. Welch ein Genuß muß es für den Arbeiter sein, in den Mußestunden zu seinen Büchern, seiner Guitarre, seinem Bleistift und Pinsel zu greifen, oder nach einem halben Arbeitstage mit den Kindern in die Berge oder an die See zu gehen, um ihnen zu zeigen, wie viel tausend Dinge von Interesse Gott überall am Wege ausgestreut hat! So würde allerdings der Sinn für allgemeines Wissen und der Durst nach geistiger Vervollkommenung in der Arbeiterwelt das geistige Vermögen der Nation um eine große Summe vermehren. Ist nicht ebenso viel ja vielleicht noch mehr natürliche Begabung und Bildungsfähigkeit in den unteren Ständen als in den anderen zu finden? Bis heute sind mit wenig glänzenden Ausnahmen die Männer, welche als Führer der Menschheit genannt werden müssen, aus den unteren Klassen herauf gestiegen; unsere großen Dichter sowohl und Denker, wie unsere Geschichtschreiber, Staatsmänner und andere unzählige große Geister in anderen Ständen.

Von dem Material, aus welchem dieselben gebildet worden sind, ist in der Stille unserer Dörfer und Flecken noch viel Vorrat vorhanden, und denkende Arbeiter sollten daher auf die

Sache der allgemeinen Volksbildung und Erziehung viel mehr als bisher ihre Aufmerksamkeit richten. Für gewöhnlich aber nehmen sie die Schulen, wie sie dieselben gerade finden. Wirklich gute Volksschulen und Lehrer, gute und gesunde Schulzimmer, gute Schulbücher müssen überall die Freude am Lernen unterstützen. Lehrlingschulen und Abendklassen müssen das Fehlende ersetzen.

Als letztes — nicht aber kleinstes — müssen Arbeiter die christliche und moralische Besserung energisch erstreben. Wir führen dies als letztes an; in Wirklichkeit sollte es der Anfang von allem sein. Der Ausgangspunkt für alle erwähnten Reformen, wenn sie von Dauer sein sollen, muß das rechte Verhältnis zu Gott sein. Gesezt den Fall, man hätte eine Uhr reparieren zu lassen, die sich in recht beschädigtem Zustande befindet; Schrauben darin wären los und Räderchen verbogen, Schmutz in Menge wäre eingedrungen, und die Uhrfeder wäre zerprungen, — was würdet ihr zu dem Uhrmacher sagen, der sie sauber gereinigt, die Schrauben fest, die Räder gerade gemacht hätte und sie nun ablieferte, ohne die Hauptfeder ersetzt zu haben? Nun wie diese Uhr ohne Feder, gerade so ist die Menschenseele ohne Gott. Laßt uns nie die Ordnung umkehren, die der Herr eingesetzt, der sprach wie kein Mensch je gesprochen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann werden euch alle diese Dinge von selbst zufallen.“

Zweites Kapitel.

Wer führt uns?

Wenn eine große Anzahl Menschen ein schwieriges und großes Unternehmen beginnen wollen, so ist es sehr wichtig, daß sie wissen, wer ihre Freunde sind. Wir möchten in diesem Kapitel dazu beitragen, den wahren Wert desjenigen in das rechte Licht zu stellen, welcher nicht nur mit unbegrenzter Freundschaft sich den Arbeitern anbietet, sondern auch die denkbar größte Hochachtung für sich selbst verlangt.

Ist die Religion und ihr Träger wirklich ein wahrer Freund der Arbeiter? Macht es inbezug auf die Bestrebungen der arbeitenden Klassen wirklich viel aus, ob sie die Religion annehmen oder ablehnen? — Können sie nicht unter dem Festhalten der Vorschriften eines hellen Verstandes und einer gesunden Vernunft ebenso weit vorwärts kommen, wie bei der Pflege eines ernsten, bibelfesten Christentums? Was ist wichtiger: soll die Verbindung mit diesem lebendigen Christentum warm willkommen geheißen oder trotzig verworfen oder gleichgültig beiseite gelassen werden? Könnten wir die Arbeiter hierüber abstimmen lassen, es würde wahrscheinlich ein jeder dieser drei Fälle, wenn auch in sehr verschiedenem Grade seine Anhänger haben. Nicht wenige würden für einen Anschluß von ganzem Herzen sein. Wiederum wenige würden lachend alle Religion verwerfen und der Ansicht sein, daß niemals ein praktischer Nutzen oder irgendetwas anderes als Heuchelei und

Pfaffenherrschaft in ihrem Gefolge sein könne. Bei weitem die meisten, glauben wir, würden sich gleichgültig zeigen und die Sache liegen lassen. Sie würden nicht geradezu die Wahrheit christlicher Lehre leugnen, aber Vertrauen würden sie nicht dazu haben und weit entfernt davon sein, dieselbe als ihren besten Freund anzuerkennen.

Wer in Arbeiterwerkstätten bekannt ist, weiß, daß dort wenig Religion vorherrscht. Hugh. Miller berichtet in seinem Werke: „Schulen und Schulmeister“, wie verschieden er die Leute, als er als Maurer im Süden arbeitete, in dieser Beziehung gegen die im Norden und Westen des Hochlandes gefunden hat.

„In der Provinz, wo ich geboren bin, sagt er, „stand die Religion noch in Achtung, und wer in irgendeiner Gesellschaft für die Religion eintrat, brachte die Widersacher mit wenig Ausnahmen doch zum Schweigen. Hier jedoch sind die Unglücklichen in der Mehrzahl, die wenigen anders Denkenden sind nur geduldet; Rat und Belehrung sind nicht gestattet.“ „Johann“, so hörte ich einen Schlosser einmal sagen, „wenn du dir vornimmst, mich zu bekehren, so schlage ich dir den Schädel ein.“ „Kirchen“, sagte ein anderer „sind ganz gut, wenn man einmal im Jahre hineingeht, und wenn ich die letzten zehn Monate nicht darin gewesen bin, so warte ich eben auf einen recht regnetigen Sonntag, um mir dann einen Vorrat Gottesfurcht fürs ganze Jahr zu holen.“ In den seitdem vergangenen vier Jahrzehnten ist allerdings manches anders geworden, aber Mißtrauen und Gleichgültigkeit sind noch vorherrschend. Woher kommt dies? Wir glauben zumeist daher, daß man nicht weiß, was wahres Christentum ist und wirkt. Diese Unwissenheit stammt von der mangelhaften Auffassung desjenigen, was die Arbeiter sehen und fühlen. Sie sehen, was oft nur entfernt dem echten Christentum gleicht; sie fühlen, daß das Menschenherz allem dem widerstrebt, was seinen Lieblingsneigungen zuwider ist und seine Lüste zügeln will, aber dies gerade und nichts anderes will — ihrer Meinung nach — die Religion, und deshalb wird sie mit Ab-

neigung, mit Mißtrauen und trotz ihrer freundlichen Anerbietungen mit Gleichgültigkeit behandelt.

Untersuchen wir kurz beide Ursachen.

Viele Arbeiter beurteilen die Religion nach dem, was sie von ihr sehen, und das kann ihnen freilich oft genug keine Achtung vor ihr abgewinnen. Oft sehen sie recht verächtlichen Aberglauben in vielen Dingen, oft viel Furcht und Zittern, oft wiederum hochgeschraubte fromme Erwartungen, vermischt mit Hochmut, Selbstsucht, Bitterkeit und niedriger Sittlichkeit; die Streitigkeiten der Frommen unter einander haben ihnen mißfallen, „Heuchler“ müssen sie unter den Kirchgängern wahrnehmen, die Entlarvung von öffentlichen Bekennern giebt oft das Signal zum triumphierendsten Schelten und endlich haben sie in der Religion wohl nie den Engel gesehen, der das Mitleid bringt, der Herz hat für den Gequälten, den Müden, den Ringenden, und so glauben sie schließlich, die Religion sei mehr ein Luxusartikel für die Reichen, als des Schöpfers beste Gabe für alle Menschen. Ein Körnchen Wahrheit ist ja ohne Zweifel recht oft in solcher Ansicht, aber gar leicht wird das Schlimme vergrößert. Gar oft unterschätzt man die Summe echter Frömmigkeit und die vielen leuchtenden Beispiele wahrer christlicher Gesinnung in gesunden Geistern. Welcher Arbeiter zählt nicht unter seine Bekannten wenigstens einen Mann oder eine Frau, die er im Grunde seines Herzens als durch und durch wahre Christen anerkennen muß? Wer ist nicht schon einem zum Grabe gefolgt, dem auch die Verleumdung nichts anhaben konnte, und dem er beim Aufwerfen der letzten Hand voll Erde nachsagen mußte: wie schön wäre die Welt, wenn alle diesem glichen? Und wer hat nicht selbst gesehen oder gehört, wie echte Christen oft die größte Not einzelner Familien, ja ganzer Distrikte gemildert und das Schlimmste abgewendet haben, gleich als wäre ein Engel vom Himmel gekommen? Die Arbeiter thäten gut, ihre Auffassung vom Christentume nach solchen Beispielen sich zu bilden und daselbe nicht abzuweisen, wenn es sich ihnen freundlich anbietet.

Die andere Quelle, aus der die Arbeiter — wie alle anderen — ihre Ansicht vom Christentume schöpfen, ist ihr eigenes Fühlen und Denken. Man betrachtet den Glauben als eine Reihe von Entbehrungen, als Unterdrückung aller Wünsche und Begierden, als den Vermittler einer lebenslänglichen Knechtschaft. Wäre dem so, dann ließe sich die Abneigung dagegen keinem verdenken. Aber gerade das Gegenteil trifft zu. Die Schrift bestätigt vielfach und mit scharfer Betonung, daß Christus die Menschen als Sklaven findet und frei macht, daß er Elende und Beladene erquickt, daß er Ruhe bringt für alle Gequälte. Alle, die sich Christus wirklich ergeben, bezeugen, daß sie gerade dies erfahren und des Lebens wahren Wert, seine schönsten Freuden erst seit dem kennen gelernt haben.

„Sie leben erst, seit sie zu lieben lernten“, wie der Dichter sagt. Ist nun Wahrheit hierin? Ist dieser zweite Grund für die Verachtung des Christentums nicht noch schlechter als der erste? Und wenn dem so ist, haben wir dann nicht alle Ursache, viel aufmerksamer dies alles zu prüfen und darüber nachzudenken, ob die Religion nicht doch unser allerbesten Freund sei?

Die Christuslehre behauptet, ein sicheres göttliches Heilmittel für alle Übel zu haben, welche mit der Sünde in die Welt gekommen sind. Daß große Übel existieren, daß vieles im Leben rings um uns her nicht so ist, wie es sein sollte, fühlt keiner so empfindlich, weiß keiner so gut, wie die arbeitende Klasse selber. Diese wohnt wahrlich nicht im Paradiese! Die Erzählung von jenem lieblichen Garten mit den kühlen Bächen, den herrlichen mit köstlicher Frucht beladenen Bäumen ist nur ein schwaches Abbild einer fernen Vergangenheit. Mühe, Arbeit und Leiden sind seitdem eingezogen; sie hemmen und bezeugen uns auf Schritt und Tritt. Das Leben ist ein großer Kampf ums Dasein mitten unter Versuchungen, die kaum zu überwinden sind. Auswendig und inwendig ist alles im Zustande der Unordnung. Der Starke wirft den Schwachen nieder, verbittert ihm sein Leben durch Betrug und Gewaltthat und

gönnt ihm nicht die unschuldigste Freude, die in der Stille eines Herzens ihm das Dasein verschönen und erträglich machen könnte. Denn inwendig ist's bei den meisten erschrecklich genug! Unruhig ist das Herz, unzufrieden ist die Stimmung ihrer Seelen, in deren Grunde es grollt und rollt wie in Vulkanen, bis plötzlich und gräßlich die Leidenschaft, die Schandthat heraussteigt und weithin ihren schaurigen Glanz verbreitet. Eine Art geheimer Fieberglut brennt in ihnen und theilt sich oft ihren Begierden mit, so daß dieselben nicht zu bändigen sind und bei ihrem Hervorbrechen alles um sich her zerstören. Und wie der Wurm im Holze, so nagt etwas in ihrer Seele und erfüllt sie mehr und mehr mit der Bitterkeit, die im Gefolge der bösen That ist. Es ist ein Zustand des Sammers. Eine Heilung scheint unmöglich. Manchmal faßt einer den männlichen Entschluß, sich zu bessern; aber es ist, als ob man dem Winde zuriefe, oder den Meereswogen, das Toben einzustellen. Das Toben geht trotzdem fort. Schlimm genug ist's mit solchem Menschen geworden, die Aussicht auf Schlimmeres tritt ihm entgegen, und was eigentlich das Ende sein wird, — er mag selbst nicht darüber nachdenken.

Nun, gerade solchen Zustand unternimmt das Christentum zu behandeln und zu heilen. Bei gewöhnlichen Krankheiten des Körpers pflegt man das Heilmittel zu haben, sobald man weiß, woher die Krankheit gekommen. Das Christentum verkündet uns: die erste Ursache alles dieses Elends ist, daß der Mensch seinen Gott verlassen hat, — wie der Knabe das Vaterhaus, — wie das verlorene Schaf seine Herde. — Wir sind nicht da, wo wir sein sollten, sind vom richtigen Wege abgekommen und gehen einem Unglück entgegen: das fühlen wir selbst. Auch verkündet uns dasselbe Christentum, was vor allem zu einer Heilung nötig ist: dies allein, daß der Mensch zu seinem Gott zurückkomme! Der verlorene Sohn muß zurück ins Vaterhaus — das Schäflein muß sich auf des treuen Hirten Schulter legen lassen — und wird so zurückgetragen in die sichere Hürde.

Aber das Christentum verkündet nicht nur das Heil-

Matth. 26. 27.

mittel, es reicht uns dasselbe auch dar. Der Gottessohn ist Mensch geworden, um die Verirrten zurückzuführen. Und wo Gottes Gesetz gebrochen ist, da, wo der heilige Gott die aufgehäuften Schuld nicht ungesühnt lassen kann, da ist des Gottessohnes Liebe für die Menschen eingetreten, seine Liebe bis zum Tode am Kreuz, und Gott der Herr hat diese Stellvertretung als vollgültig angenommen. Dies Wort vom Kreuz, die Mahnung zur Umkehr läßt Gott täglich an unsere Ohren und Herzen klingen. Große Freude im Himmel wird sein über jeden, der Buße thut.

Wenn dies die vornehmste Bedeutung der geoffenbarten Religion ist, weshalb sollten die Menschen, vor allen die Arbeiter, ihr mißtrauen? Ist es nicht schon inbetreff des Lebens hier unten ein Großes, im Frieden mit Gott zu leben? Ist es nicht ein Großes, wieder den alten Platz im Hause des Vaters einzunehmen? auf ihn alle Sorge werfen und sich Kraft und Frieden für die schweren Stunden von der einzigen Quelle, die es dafür giebt, holen zu können. Wenn ihr den Beweis geliefert erhaltet, daß das Christentum nicht hält, was es verspricht, dann kommt und verwerft es auf Grund dieses Beweises, nur hütet euch, daß nicht von euch gesagt werde: er hatte die Herrlichkeit des Christentums kennen gelernt, und er verwarf es dennoch, oder er kümmerte sich nicht weiter darum, weil er es der Mühe nicht wert hielt!

Außer dieser großen Wohlthat hat das Christentum gerade für die Arbeiterzustände so viel Günstiges im Gefolge, daß die herrschende Gleichgültigkeit gegen dasselbe sich wie ein unbegreiflicher Eigensinn ausnimmt. Es wird nichts schaden, darauf noch mit einigen Worten aufmerksam zu machen.

Fangen wir an mit der Festigkeit der Gesinnung, welche durch das Christentum gebildet wird. Wir meinen die Kraft, welche den Menschen so erfüllt, daß er wie auf einem ganz anderen Wege dahin wandert, durch Versuchungen nicht berührt, durch Vergnügungen nicht verdorben, und durch die Liebe zur Ruhe nicht verweichlicht. Das ist oft gar nicht so leicht. Nur wenige giebt es, die nicht irgendeine schwache Stelle hätten,

an welcher die Versuchung stets einsetzt. Ein schmerzlicher Anblick ist es, wenn Männer und Frauen mit voller frischer Jugendkraft ins Leben hineintreten, und manche von ihnen so bald schwach und träg werden, andere sogar zugrunde gehen. Unmäßigkeit zerrüttet diesen, auf die Wege der Unredlichkeit begiebt sich jener. Ein dritter wird das Opfer zügelloser Sitten. Wie viele Schiffbrüchige auf dem Meere des Lebens sehen wir Jahr für Jahr; wie viele Männer oder Frauen sind da, die krank an Leib und Seele nie wieder ihres Lebens ganz froh werden. Welch ein Glück, Welch ein Segen für den Arbeiter, für alle, wenn jemand hier dem Gefallenen aufhelfen, dort den Irrenden zurechtweisen könnte in der Stunde der Gefahr! Aber Christus ist da, der helfen kann und will, und von Joseph können wir die rechte Antwort lernen für den Versucher, der an uns herantritt: „Wie könnte ich solch großes Übel thun und wider Gott sündigen!“ Für die tägliche Arbeit giebt uns der Apostel den rechten Spruch: „Seid nicht träge was ihr thun sollt und eifrig im Geist!“ „Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden“, spricht der Herr.

Sodann betrachtet den Schutz und das warme Mitgefühl, welche das Christentum den Arbeitern bringt. Die, welche keine Macht haben, ihre Rechte geltend zu machen, werden gewöhnlich so behandelt, als wenn sie keine Rechte und kein Herz hätten. Der Arme ist niedergehalten worden, als wäre er nur zum Holzhacken und Wassertragen geschaffen. Die Bibel ist es, ohne jeden Zweifel, welche den großen Freibrief der Rechte des armen Mannes gebracht hat. Vom Anfang bis zum Ende steht sie auf für den Bedürftigen, der keinen Helfer hat. Welche vernichtenden Drohungen haben die Propheten für diejenigen, welche den Schweiß der Armen mißbrauchen und den Arbeiter um seinen Lohn betrügen! Und weist der ganze Geist der Bibel nicht hin auf die Würde des Menschen als Menschen? — oder spricht er diese nur einer

kleinen Anzahl Bevorzugter, und nicht jedem zu, der das Ebenbild Gottes an sich trägt?

Und im Neuen Testament, bei den ersten Christen, sind da nicht alle Brüder in Christo? Die Starken werden aufgefordert, die Schwachen zu tragen; die Reichen die Armen zu unterstützen und alle, einander zu helfen. Je mehr echtes Christentum sich zeigt, desto mehr wird dieser Geist sich ausbreiten. Der Arbeiter wird erkennen, daß er die Achtung und Liebe seiner Mitmenschen besitzt, die ohne diesen Geist ihn niedergedrückt und zertreten hätten. Oder wenn es aus irgendwelchen Ursachen nicht so ist, dann wird er etwas besitzen, was ihn mit seinem Schicksal versöhnt, wenn er sich an den göttlichen Meister erinnert, der von dem Menschen ebenfalls verachtet und verspottet wurde. Und nun betrachtet wieder die Erleichterungen, welche das Christentum den Arbeitern gewährt bei all ihren Veranstaltungen zu gegenseitiger Hilfe. Heute ist man durchaus überzeugt von dem großen Wert des Prinzipes der Vereine, aber sehr schwer fällt den Arbeitern, dasselbe richtig anzuwenden. Sie gleichen Leuten, die eine wertvolle Maschine mit wunderbaren Leistungen an sich gebracht haben, allein dieselbe nicht in Bewegung zu setzen verstehen.

Unter den 6 Millionen Arbeitern Englands könnten die vereinten Kräfte viel mehr leisten, wenn die Leitung besser wäre, wenn die Leitenden nicht unter einander uneinig wären oder wenn die Arbeiter sich mit den Leitern besser verträgen. Eine sanftere, gleichmäßige Bewegung der großen Maschine wäre vonnöten!

Woher kommt es, daß bei anderen Körperschaften alles besser geht als bei den Arbeitern? Wir meinen, hauptsächlich aus dem Mangel gegenseitigen Entgegenkommens. Jeder besteht auf seinen Kopf und zankt mit dem anderen. Unter gleichartigen Menschen ist es immer schwierig, die Freiheit eines jeden zu wahren. Dazu gehört viel freundschaftliche Rücksicht, viel christliches Tragen und Dulden und viel gegenseitiges Vertrauen, um nur immer an der Hauptsache festzuhalten.

„Soviel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede“; verlangt das Christentum, und wenn dieser Geist in den Leitern der Arbeiter lebendig wäre, so würde die Maschine bessere Resultate liefern.

Eine andere Erleichterung bringt das Christentum für die Männer und Frauen der Industrie-Arbeit in dem Sonnenschein und der Heiterkeit, die den Glauben begleiten. Es liegt ein unendlicher Schatz von Wahrheit in den Bezeichnungen, welche Christo gegeben werden, als: „Sonne der Gerechtigkeit“, „Licht des Morgens“, „leuchtender Morgenstern“. Unaufhörlich gehen von ihm leuchtende Strahlen aus in die Herzen seiner Befenner. Unter ihrem Einfluß gewinnt die Mühsal des Lebens ein ganz anderes Aussehen, ein Strahl himmlischen Glanzes fällt darauf; jedes Tages Arbeit wird ein Sieg des Geistes und ein Gott dargebrachtes Opfer, ja gerade die Schwierigkeiten und die Selbstverleugnung, womit dabei gekämpft werden mußte, machen, daß ein desto besserer Glanz darauf liegen bleibt.

Was sollen wir sagen über den Sonnenschein, der von dem aufgeschlagenen Bibelbuche auf den Leser zurückstrahlt? oder der auf denjenigen herabfällt, welcher am Sonntag zuerst des Herren sich erinnert, der für uns gestorben ist, um desto richtiger des Ruhetags schöne Stunden zu verleben? Dann denkt an das heilige Abendmahl, den Augenblick im Leben, wo der Himmel ganz sonnenhell, ganz durchsichtig uns erscheint. In kaum geringerem Grade erfreut der Sonnenschein, den gute Bücher, den ein Kreis geselliger Freunde um uns verbreitet. Und wie viele helle freundliche Bilder und Gedanken kann jeder Tag in uns erwecken, der uns die Lilien auf dem Felde, die Raben, die Sperlinge, den Himmel, das Wasser, die würzige Luft als Prediger der Liebe und als Beweis der väterlichen Regierung Gottes zeigt?

„Gott teilt die Lieblichkeit der Welt
In tausend Strahlen aus,
Der Strahl, der auf die Throne fällt,
Fällt auch ins Armenhaus.“

Aber einen Ort giebt es, der ist besonders hell und vor allen anderen leuchtend, sobald diese Strahlen hinein fallen, — das ist des Arbeiters Haus, sein „Heim“. Giebt es überhaupt etwas Schöneres auf Erden, als eine einfache Wohnung, die zufriedene, glückliche Christen beherbergt? Da wohnen in liebenden Herzen neben dem heiteren Sinn demütige Gedanken, aber auch hoch und höher tragende Hoffnungen. Schwere Sorgen mögen anklopfen und einziehen, aber neben diesen kommt in ein Christenhaus sicher auch eine große Reihe von Freuden, unendlich wie das funkelnde Leuchten des Meeres auf den bewegten Wogen, wenn sie der Mensch nur zu ergreifen gelernt hat. Jedes Wort, jeder Blick der Hausbewohner, aus dem Liebe leuchtet; jeder Sieg, den die jungen Kämpfer über Leidenschaftlichkeit und Versuchung erringen; jede sich erschließende Blütenknospe sanfter Gesinnung, die ein reiches Leben voll gläubiger Liebe verheißt; jedes Zeichen innigen aufrichtigen Vertrauens auf Christus und ein williges Ihm-Dienen wollen — bei dem Sohn oder der Tochter des Hauses: das sind die Quellen wahrhaften häuslichen Glücks. Wird das einfache Mahl denn nicht gewürzt werden durch ein Dankgebet vorher? Schlafen sie nicht ruhiger ein, wenn alle vorher vor ihrem Gott sich gebeugt und sich dem empfohlen haben, der niemals schläft? Wird das geräuschvolle, heiße, versuchungsvolle Tagewerk ihnen nicht leichter, wenn sie die göttliche Rüstung vorher angelegt haben und so mit Geduld und Festigkeit dasselbe anfangen? Wird der siebente Tag mit seinem Sonnenschein nicht auch auf die sechs vorher seinen Glanz werfen? Wird nicht die Musik wundervoller Melodien ihre Seelen durchziehen, wenn sie Sonntags im Geiste mitten in der ruhmvollen Reihe der Apostel oder mitten im Heere der edlen Märtyrer für Gottes Wort gestanden haben?

„O, die Musik bringt Ruhe
Dem Puls, der Sturm verrät,
Es klingt der Gottesfrieden
In brünstigem Gebet.“

Sage keiner, dies seien Gebilde der Phantasie. Für solche Dinge sei zu viel Lärm und Sorge da, wo Arbeiter wohnen; hier müsse alles romantische Blendwerk unterbleiben, man müsse froh sein, wenn man ohne alles dieses etwas ausrichten könne. Mein guter Freund, schon der Ton deiner Antwort beweist, daß du hoffnungslos und bitter geworden bist durch den vollständigen Verlust des Sonnenscheins, von dem wir eben gesprochen. Hättest du Christus als deinen besten Freund in der Jugend aufgenommen, du würdest ganz anders denken und sprechen. Du würdest wissen, daß seine sanfte, unbegrenzte Liebe nimmer aufhört, in die niedrigste Hütte einzieht und das härteste Los der Menschen erleichtert.

Eine andere Wohlthat, welche das Christentum vornehmlich den arbeitenden Klassen bringt, müssen wir beachten — ich meine den Trost der Hoffnung. Bei aller Erleichterung des Erlebens trägt das Evangelium auch noch den Hinweis auf die höchsten Freuden des Jenseits in sich. Was Jesus auf der Hochzeit von Kana that, thut er heute noch; er bewahrt den guten Wein bis zuletzt. Die große Wahrheit, die hierin liegt, ist tröstlich für alle Stände und für jeden Zustand christlichen Lebens, aber am meisten zutreffend für die, deren Leben ärmlich bedacht ist. So viel Arbeitslast Tag für Tag, Monat für Monat, jahraus jahrein, soviel Last den kalten, traurigen Winter hindurch, Last den hellen, lachenden Sommer lang, Last und Mühe, wenn die Knospen springen, Last und Mühe, wenn im Herbst die goldigen Früchte von reich beladenen Bäumen blinken, Last, wenn die Glieder schmerzen, wenn die Kleinen schreien, Last, wenn die Schatten des Todes herabzufallen beginnen, Last tief im Herzen wie im Kopfe!

Es wäre ein grausames Los — und es ist ein grausames Los — ohne die köstliche Freude der Hoffnung.

Eine so lange, so schwierige Reise und am Ende derselben keine Heimat! ein so harter Kampf und keine Ruhe nach allem Ringen! Was kann es Schlimmeres geben? Aber das Evangelium vertreibt diese Schatten. Es zieht den Vorhang ein wenig zur Seite und heißt den Gequälten hindurchblicken. Der

Strahl des Glanzes ist überwältigend für dein Auge; du kannst nicht alles klar übersehen, aber genug hast du gesehen, um jeden Winkel deiner müden Seele aufzuhellen. So viel hast du gesehen, daß du ausruft: „Kann das wirklich so sein?“ Im Widerscheine solcher Hoffnung wird die Last auch von drei Jahrzehnten saurer Arbeit leicht, und die Seele ruft betend nach Geduld, um ohne Murren warten zu können, bis zuletzt die große Pforte laut sich aufthut, und die Stimme des Herrn ruft: „Kommt her zu mir alle.“

Wir haben nur kurz den Segen des Christentums für die Leute der Arbeit berührt. Einzelnes herausgreifend aus einer langen Reihe verschiedenartiger Gegenstände des Wissens und Glaubens. Wir glauben damit aber genügend unser Erstaunen begründet zu haben, wie unser tiefes Bedauern darüber, daß so viel Mißtrauen, so viel Abneigung gegen das Christentum sich gerade unter Tausenden von Arbeitern findet. Sie stehen sich sehr im Rechte! Ihr irdisches Los könnte zehnfach besser sein, nicht zu gedenken der Schätze, die sie einsammeln könnten für die Ewigkeit, Schätze, die kein Auge gesehen, von denen kein Ohr gehört hat, die nie in eines Menschen Seele gekommen sind.

Wohlan denn, ihr, die ihr nur eines liebevollen Anstoßes bedürft wie dieser, auf und hin zu den zehn Tausenden, die den Sonnenschein des Christentums hassen, absichtlich im Dunkeln wandeln, zeigt ihnen, um wie viel ihr glücklicher seid! Ohne Christentum ist das Leben eine tägliche Erniedrigung, ein unaufhörliches Märthertum, ein großer Leichenzug! Unter Christi Fahne ist's der Zug zur Herrlichkeit, zur Ehre, zum ewigen Leben!

Drittes Kapitel.

Im Schweiße des Angesichts.

„Mein Freund Fritz war fort; Karl war auch nicht mehr da; alle anderen Kameraden aber befanden sich auswärts hier und dort; meine Mutter hatte nach einem Witwentum von elf Jahren zum zweitenmal geheiratet; und ich fand mich ganz allein einem Leben voll Arbeit und Entzagung gegenüber. Die Aussichten waren trostlos ohne Ende. Die Notwendigkeit, immer und immer mich zu quälen vom Morgen zum Abend, von Woche zu Woche, erschien recht hart, und gern wäre ich ihr aus dem Wege gegangen. Indes ich konnte nicht ent-
rinnen, und so entschloß ich mich, ein Maurer zu werden.“

So spricht in seinem Buche „Schulen und Schulmeister“ einer, auf den Arbeiter mit Recht stolz sein dürfen und bei dem wohl jeder ohne Ausnahme etwas für sein eigenes Leben lernen kann. Mancher Arbeiter kennt gewiß aus eigener Erfahrung die Gemütsverfassung, welche Hugh Miller hier schildert, und hat gleich ihm einem Leben voll harter Arbeit nur sehr schwer Geismack abgewinnen können. Einzelne denken vielleicht sehr wenig darüber nach, und andere, sowohl in der Lehr- als in späteren Jahren, nehmen die Arbeit sehr leicht, kürzen sie ab, wo und wie es gehen will, so daß wir auf diese nicht viel geben können. Aber uns dünkt, daß der Kampf ums Leben mit einem großen Siege anfängt, sobald ein junger Mensch, in dem noch alle Spiellust des Schul-

Knaben steckt, seinen ganzen Willen und seine Entsjagung ununterbrochen auf die harte Arbeit richtet, vom Morgen zum Abend, von Woche zu Woche, sein Leben lang ununterbrochen sich anstrengt und das alles für wenig grobe Speise und für eine armjelige Stätte; und es ist unseres Erachtens eine fortwährende Wiederholung dieses Sieges, wenn in späteren Jahren, trotzdem das Ruhebedürfnis des müden Körpers sich mehr und mehr geltend macht, die Sechs-Uhr-Morgenglocke, dieser schlimmste aller Tyrannen, den Arbeiter unverändert willig, fest und ihrem Rufe treu ersindet.

Vom Fluch der Arbeit sind wir gewöhnt zu hören, allein der Segen der Arbeit — außer wenn sie ganz überwältigend ist — sollte neben dem Fluche auch nicht vergessen werden. Der Segen ruht vor allem in der Selbstzucht, welche sie fordert, und der ganze Segen dieser Zucht kann nur im Hinblick auf das spätere Leben ermessen werden. Wir müssen aus der Not keine Tugend machen wollen, und doch ist die Not zuweilen ein Hilfsmittel zur Tugend. Das, was der fleißige Arbeiter als notwendigen Zubehör in seiner Stellung erkennt, hilft ihm ganz von selber, manche Begierden zu überwinden. Wie mit einer Brechsiange von Eisen lernt er so die gemeinen Regungen seiner tierischen Natur niederhalten. Er lernt sich nützlich machen, unabhängig werden; er lernt sich in seine Mitarbeiter finden und doch da, wo es erforderlich ist, sein eigen Ich aufrecht erhalten; er gewöhnt sich endlich, und das ist unschätzbar, an erfolgreiche Ausdauer. Oft beschleicht ihn mitten in der harten Arbeit der Gedanke: „O, dies schreckliche Arbeiten — könnte ich mir nicht das Joch ein wenig leichter machen, den Becher der Freude einmal bis zum Boden leeren, was auch danach kommen möge.“ Ist er guten Mutes, so möchte er sich aufregen; ist er kleinmütig, so möchte er sich niederlegen und schlafen; mag er heiter oder traurig gestimmt sein, oft wird er nach starken Getränken verlangen. Allein der fleißige Arbeiter bezwingt sich in solchen Augenblicken. Die Arbeit hebt darüber hinweg, und selbst Leute, die nicht mit der Hand arbeiten, bei denen nur fester Wille und Gewissenhaftigkeit zum

guten Arbeiter erforderlich ist, empfangen aus dieser Unverdroffenheit des Handarbeiters bei seiner schweren Aufgabe neue Ermutigung und Kraft für ihr eigenes Werk.

Es giebt Arbeiter, die bei 9 oder 10 Stunden kaum eine Minute verlieren und jeden Anlaß zur Störung ihrer Thätigkeit von sich weisen. Wie viel können auch wir von ihnen lernen! Aber auch hier giebt es Ausnahmen von der Regel. Gar oft treibt nur die harte Notwendigkeit — nichts Höheres — zum Fleiß. Hört diese Schlag 6 Uhr abends auf, so eilt derselbe Fleißige oft, um sich so rasch als möglich in Erholungen zu stürzen, die er sich während der Arbeit beharrlich aus dem Sinn schlug. Ein solcher geht des hohen sittlichen Nutzens, den strenge Arbeit in sich trägt, ganz verlustig, er steht in den Stürmen des Lebens, die über jeden hereinbrechen, dermaleinst nicht aufrecht und fest, er wirft seine Verteidigungswaffe fort, indem er das Handwerkzeug wegstößt, und die Philister der Delila kommen über ihn, wie über Simson, und zerren ihn nieder. Das ist es, was der Arbeiter vor allen Dingen am meisten scheuen sollte. Die Selbstüberwindung, welche nur während der Arbeitsstunden, nicht auch nachher, festgehalten wird, ist schlimmer als unnütz, denn sie läßt die Schuld nachher nur um so größer erscheinen, und von einer Entschuldigung kann keine Rede sein. Fehlt diese Selbstüberwindung, dann hat der Einfluß der bösen Mitarbeiter gewonnenes Spiel und die Willenskraft und Lust am Guten nehmen immer mehr ab, und das Gebot Gottes wie das Beispiel Christi treten in den Hintergrund! Nicht allein schwach, sondern verächtlich muß man den Mann nennen, der das Gute nur so lange festhält als der äußere Zwang dauert, trotzdem er bei ruhiger Überlegung alle die höchsten und gewichtigsten Gründe zur Selbstbeherrschung anerkennen muß, durch welche unsterbliche Wesen von jeher beeinflusst und geführt worden sind.

Nicht laut genug betonen, nicht deutlich genug hervorheben kann man den hohen Wert des selbstlosen Fleißes schon für dieses Leben hier unter der Sonne! Wer jemals Mayhew's schönes Buch über die Gefängnisse in London vor Augen

bekommt, wird finden, daß es offenbar nicht immer die Lust am Laster und Verbrechen ist, welche unsere Kerker füllt. Nicht innere Anlage, schlimme Neigung zum bösen Leben treibt manchen Jüngling so weit, sondern die Scheu vor harter, fortgehender Arbeit, der Wunsch, das Leben zu genießen, aber nicht um den Preis saurer Mühe, sondern um billigeren Lohn. Frage nach, weshalb so viele junge Mädchen auf der Straße sich ausbieten, und die Antwort wird ebenso lauten. Glücklich ist derjenige — wenigstens zeitlich glücklich —, welcher mit allem Ernst mitten in der industriellen Welt mit ihrer Arbeit seinen rechten Beruf verfolgt, dabei alle Versuchung von sich weist, wie der Kiel eines stolzen Dampfers den Sturm der Wellen durchschneidet, der seinen Lauf nicht aufzuhalten vermag; selig derjenige, der aufrecht und fest wie ein Mann daher geht, wo Tausende in das Meer der Sinnlichkeit stürzen und darin umkommen. Wir reden von der Würde der Arbeit. — Dies ist es, was ihr Würde verleiht, dies macht sie täglich von neuem siegreich, giebt täglich aufs neue ihr Ehren und Ruhm! Der Mann solcher Arbeit ist oft viel verdienstvoller und ehrenhafter als diejenigen, deren Brust mit Ordenssternen oder mit den Abzeichen des ererbten Adelsstandes geschmückt ist!

„Edle selbstverleugnende Arbeit!“ ruft Hugh Miller aus, „wer deinen rechten Wert erkennt, wie könnte der sich deiner harten Hände schämen, oder der niedrigen Wohnung, des harten Bettes, der einfachen Kost? Wärest du uns nicht gegeben, so wäre überall aus dem Menschen nur ein Mittel Ding zwischen einem Teufel und einem wilden Tier geworden und diese Welt wäre eine wüste Wildnis! Wie wenig ahnte und wußte ich von deinen köstlichen Eigenschaften und Gaben, als ich einst schweren Herzens an einem Frühjahrsorgen dahin ging, um bei dir, du Meisterin, meine erste Lektion in einem Steinbruche zu nehmen?“

Wir möchten noch etwas hinzufügen, was den hohen Wert der Arbeit betrifft; wir glauben, daß es für den christlichen Arbeiter eine mittelbare Verbindung giebt, zwischen der Zucht der Arbeit in dieser Welt und jenem Dienst, in welchem

Gottes Wille ihn dermaleinst in jener Welt stellen wird. Viele treffliche Menschen ziehen eine viel zu grobe und breite Linie zwischen diesem Leben und dem Jenseits. Sie denken ihre Erdennot und leibliche Arbeit sei nur ein Hindernis für die Entfaltung ihres Seelenlebens; könnten sie erstere los werden, sie würden mit letzterem viel weiter kommen. Aber heißt das nicht Gott anklagen in thörichter Weise? Hätte er dann nicht seine Kinder in die denkbar schlechteste Vorbereitungsschule geschickt? in eine solche, die für die Zukunft gar nicht herantbildet, mit Ausnahme von einigen im Schulplan gar nicht angelegten Extralektionen? Für gewöhnlich pflegt Gott anders zu handeln. Wenn er seiner Hände Werke für eine höhere Lebensordnung bestimmt, so ist immer das jetzige dem kommenden in wunderbar geschickter Art angepaßt: die Raupe dem Schmetterling, der Froschlaiç dem Leben des Frosches, die Kindheit der Jugend, diese dem Mannesalter. Sollen wir nun annehmen, daß diese Auffassung nicht auch bei dem wichtigsten von allen, bei des Menschen Leben diesseits und jenseits des Grabes vorgefunden wäre? Wir können das nicht glauben. Moses und David waren Schäfer, und als solche wurden sie vorbereitet für die höchsten Pflichten der Könige; und die Apostel, welche ihre Netze in das Meer von Galiläa auswarfen, wurden zu Menschenfischern berufen. Niemand hätte dem Schäfer vorherzagen können, daß er ein König, oder dem Fischer, daß er ein Apostel werden würde. Niemand kann heute vorherzagen, was aus dem christlichen Arbeiter, dem Fabrikchlosser durch Gottes Gnade im Jenseits werden wird. Denn es ist noch nicht erschienen, was wir einst sein werden. Wohl aber wissen wir, daß, wer in kleinen Dingen treu erfunden ist, über vieles gesetzt werden soll, und daß Gottes Belohnung nicht von der Anzahl deiner Fähigkeiten abhängt, sondern von der Treue in der Anwendung derselben. Hugh Miller erzählt uns von einem der besten Menschen, welchen er je gekannt; dies war eine arme Witwe in Inverness, gewissenhaft fleißig, fromm ergeben und still bereit, jeden Tag vor Gott ihr Tagewerk verrichtend. Er fügt hinzu: „Sie war eine arme Wäscherin,

aber ich bin überzeugt, daß sie in jenem Leben, wohin sie längst eingegangen, um vieles höher stehen wird." Was auch dermal einst kommen möge, als Lohn für die schwere Last niedriger Arbeit wird gewiß eine nicht zu ermessende Erleichterung allen denen gewährt werden, die diese Mühsal als eine von Gott ihnen auferlegte getragen haben.

Während der einen Hälfte seines Lebens hatte unser Herr und Erlöser keine leichtere Last zu tragen. Manches Jahr lang fand ihn die Morgen-sonne in der Werkstätte zu Nazaret, wo er vermutlich Tische und Stühle, Leitern und Pflüge für die rohen und verwilderten Nazarener fertigte. Sollte der Menschensohn nicht oftmals müde und mißmutig sich gefragt haben, ob solche Arbeit dem gezieme, der den Beruf habe, die Welt zu erlösen, und ob so viel Jahre der Kraft auf die niedrige Arbeit verwendet werden sollten? Sicher aber war seine Antwort stets diese, daß Gott, dessen Ruf er sich geweiht, auch dieses ihm auferlegt habe. In welcher wunderbaren Weise muß der Arbeiter bei dem Vergleich mit des Menschen Sohne sich getroffen und sich veranlaßt fühlen, sein Leben nach dem seines Heilandes einzurichten!

Aber auch weniger hohe Betrachtungen sind ins Auge zu fassen als für die gesegnete Arbeit förderlich und als Mittel der Erleichterung.

Zuerst ist nach aller Erfahrung der Geist der Festigkeit und Beharrlichkeit von unermäßigem Wert für den Arbeiter. „Nicht nachlassen“, pflegte das stehende Wort Georg Stephenson zu sein, wenn er jungen Arbeitern Rat erteilte. Sein eigener wunderbar herrlicher Lebenslauf war ein schlagender Beweis für den Wert seines Grundsatzes. Eines armen Arbeiters Sohn, aus einer acht Köpfe starken Familie, bei zwölf Schilling (12 Mark) Einnahme die Woche, hatte er nicht nachgelassen und durch Beharrlichkeit gesiegt. Kein Mensch hat jemals fester und regelmäßiger die Versuchungen zu Trägheit und Sorglosigkeit weit von sich gewiesen. Er nutzte jeden Augenblick seiner freien Zeit und lernte lesen, lange nachdem er arbeiten gelernt hatte; auf alles, besonders auf die Werk-

zeuge und Maschinen in seiner Umgebung, richtete er seinen Blick und sein Nachdenken, und zuletzt ist er der Gründer unseres großen Eisenbahnsystems geworden und zugleich einer der geachtetsten seiner Mitbürger.

„Der Mann“, so sagte er, „welcher Bedeutendes leisten will in seinem Fach, muß nie ein unübersteigliches Hindernis vor sich sehen; Hindernisse giebt es allerdings, aber diese müssen umgangen oder überstiegen werden.“ Demgemäß hat er selbst gehandelt. Selbst jenes ausgedehnte Moor — Chad-Moß — auf der Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool, welches alle Fonds der Gesellschaft verschlungen, ganze Landesstrecken von Bodenland — aufgesogen und alle bekannten Mittel, vieler Männer vom Fach aufgebraucht hatte, konnte Georg Stephenson nicht von seiner Beharrlichkeit abschrecken, und er überwand es. Sein Beispiel ist wie seine Ratschläge für alle Maschinenarbeiter höchst wichtig. Smiles, sein Biograph, sagt sehr richtig, daß durch die erste große Verbesserung der Dampfmaschine der praktische Maschinen Schlosser den Sieg über den tiefdenkenden Erfinder davongetragen habe. Nicht unsere Gelehrten in ihren Studierstuben, sondern praktische Leute, wie James Watt, der Instrumentenmacher, und Georg Stephenson, der Maschinen Schlosser, haben die Dampfschiffe entdeckt, indem sie dieselbe verbesserten und dadurch erst nutzbar machten. Diese Thatfache ist höchst lehrreich für praktische Maschinisten. Und ganz besonders dann sind solche Männer wertvoll, wenn sie zugleich von der Demut eines Stephenson vor dem Schöpfer aller Dinge beseelt sind.

Wenn er in den späteren Jahren durch den Wald oder durch das Feld ging, pflegte er die Aufmerksamkeit seiner Freunde auf irgendeinen einfachen Gegenstand zu lenken — oft war's ein Blatt, ein Grashalm, ein Stückchen Baumrinde, ein Vogelnest, oder eine Ente, die ihre Eier über den Weg trug —, und in berebten Worten sprach er dann von der schöpferischen Kraft des Allmächtigen, des göttlichen Maschinenmeisters, dessen Pläne so wunderbar und unerschöpflich weise seien. Über solche Themata sprach er gemeiniglich nur im Kreise vertrauter Freunde.

Stephenson war weise genug, um zu begreifen, daß ein Arbeiter, der vorwärts und aufwärts will, mit ganzer Entschlossenheit sich der Mäßigkeit befleißigen muß. In früherer Jugendzeit, nach einer Einladung seines Meisters Dobb — und dem Wort des Meisters widersieht man nicht so leicht — folgte er einst demselben gelegentlich zu einem Morgenschoppen ins Wirtshaus des Ortes. Als aber eines anderen Morgens Dobb ihn wiederum zum Frühtrunk bis an die Schwelle des Wirtshauses geleitet, stand er plötzlich still mit den Worten: „Nein, mein Herr, entschuldigen Sie, ich bin zu dem festen Entschluß gekommen, um diese Tageszeit nie mehr zu trinken!“ Damit kehrte er um. Er wollte den Ruhm eines beharrlichen Arbeiters nicht aufs Spiel setzen und wußte recht wohl, wie viele seinesgleichen durch Unmäßigkeit Schiffbruch gelitten hatten.“ Als Höchstes und Notwendigstes muß für den vorwärtstrebenden Arbeiter dies erachtet werden, daß er sich stets den Sinn für strengste Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit bewahre. Es ist ganz überflüssig zu beweisen, daß überall im Leben für den Mann wie für die Frau nur dann eine achtungsgebietende Stellung möglich ist, wenn sie jede Unwahrheit verabscheuen und vollständig reine Hände haben; stets sollten unter Arbeitgebern und Arbeitern strenge Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit herrschen, und wenige nur werden bestreiten, daß die Schuld an dem getrübbten Verhältnis nicht so sehr in einem Betrug der Arbeitgeber oder der Herrschaft, als in dem der Mitarbeiter und Dienstgenossen gefunden wird. Oft hat dies auch freilich seinen Grund im heftigen Temperament, dem herrischen Auftreten, oder in der Selbstsucht der Herrschaft, welche die Wahrheit nur ungern aufkommen läßt; aber ebenso oft waltet auch bei den Arbeitern der traurige Irrtum ob, daß die Arbeitgeber die natürlichen Feinde der Arbeiter seien, und daß, gleich wie im Kriege, jeder nur seinen eigenen Vorteil im Auge haben müßte. Im Grunde aber liegt die Schuld an der mangelnden Erkenntnis, daß ein Betrüger wirklich ein schlechter Mensch und der Betrug als solcher eine Sünde ist, deren böse Frucht unausbleiblich. Ausnahmen giebt

es auch hier „Ehrlichkeit ist stets die beste Politik“. Jeder Arbeiter also, der steigen will, muß dem Betrug und der Lüge den Krieg erklären und so leben, daß man ihm einst nachsagen kann: „Sein Wort galt so viel als sein Eid.“

Dies führt nun zu einer dritten wichtigen Wahrnehmung nämlich, wie nötig der Geist der Versöhnlichkeit und Teilnahme zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sei; denn unzählige Übel entstehen aus dem Mangel dieser beiden Tugenden.

Eine Werkstatt hat, wie ein Garten, das Licht der Sonne und die Wärme der Lebensluft nötig, um frei und voll alle Knospen entwickeln zu können. Ein freundlicher teilnehmender Meister ersetzt den Sonnenschein, und schmachvoll ja sündhaft wäre es für die Leute eines solchen Mannes, wenn sie ihm nicht mit frischem bereitwilligen Streben entgegen kämen, was wiederum auf den Meister wie Sonnenschein zurückwirken würde.

Ein harter herzloser Herr ist dagegen wie der Frost auf der Flur; er macht es dem Arbeiter schwer, Gutes zu leisten. Sehr viel von der Entfremdung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern erklärt sich hieraus. Wie kann solch ein Herr erwarten, daß seine Leute gern und ganz seinen Wünschen nachkommen? Hinter seinem Rücken wird das Klagen und Übelreden nicht aufhören, und oft genug wird man ganz offenzanken und in Unfrieden sich trennen. Dieser nämliche Zankgeist führt im weiteren Kreise zu jenen bösen Parteikämpfen, oft sogar zu schrecklicher Revolution. Als Beweis dafür dient die Entfremdung zwischen dem Adel und dem Volk von Frankreich, welche zuletzt zur Revolution und Schreckensherrschaft führte. Für Großbritannien würde ein bitterer Klassenhaß fürchterlicher sein als ein Angriff aller französischen Kriegsschiffe von Cherbourg, während anderseits der rechte Geist der Versöhnlichkeit wiederum diesem Lande mehr Schutz und Glück bereiten wird, als die ganze Armee unserer freiwilligen Soldaten.

Indessen sind nicht alle Arbeitgeber von jenem harten unfreundlichen Charakter. Die Dienenden sollten dies bedenken. Uns dünkt, daß sie oftmals nicht klar genug die guten und

Blatte, Bessere Zeiten.

die schlechten Herren von einander unterscheiden. Thäten sie das, so würde ein etwaiger kleiner Lohnvorteil sie niemals reizen, von einem Arbeitgeber abzugehen, der wie ein Vater gegen sie war, um zu einem anderen überzugehen, der ihnen gegenüber nur Geldgewinn und Geschäftsordnung kennt. Ebenso thöricht handelt eine Dienstmagd, wenn sie aus einer Familie, die sich mit Liebe um sie kümmerte, zu einer anderen zieht, die sie wie ein Wesen niederer Art behandelt.

In den letzten zwei Jahren hat jeder Eisenbahnreisende die überall angebrachten sehr in die Augen stechenden Plakate der „Prices Patent-Candle-Company“ und die Abbildung ihrer Fabrik, die „Belmont-Werks“ sehen können. Aber die meisten wissen doch nicht, welche großen und musterhaften Anstalten der Direktor jener Gesellschaft vor einigen Jahren zum Besten seiner Leute getroffen hat und noch unterhält. Was Herr James Wilson hierfür gethan, würde allein eine Abendvorlesung ausfüllen. Ein großer Verehrer des verstorbenen Dr. Arnold von Rugby, ist er — wie viele andere — dessen ernststen Betrachtungen über unsere sozialen Verhältnisse gefolgt und tief durchdrungen von der Überzeugung, daß zur Überbrückung der weiten Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitern nichts so sehr beiträgt als menschenfreundliche Einrichtungen für dieselben. Die „Candle Company“ beschäftigt viel Knaben und Mädchen.

Mithin war der erste Schritt die Einrichtung guter Abendklassen für beide Geschlechter, in denen sie in den Freistunden ihre Schulbildung weiter fortsetzen konnten. Alsdann richtete er ein Feld zum Ballspiel ein, auf dem Meister, Männer und Knaben sich zum Spiel vereinten, die Gesundheit stärken und bei dem lebhaft anfeuernden unschuldigen Zeitvertreib nicht nur Kraft für den Körper, sondern auch Lust am gegenseitigen freundlichen geistigen Verkehr empfangen. Dann kamen die Landpartien in die reizende Umgegend und manch andere freundlich ausgeführte Veranstaltungen, auch solche, die zur Förderung christlicher Gesinnung dienten. Das Ganze ist belebt von einem Geiste der Menschenfreundlichkeit, dessen Ruf

bis in weite Fernen drang und von dem jeder gerne hörte und las. Wie hätte dieser seine Wirkung auch auf die Arbeiter der Belmont-Werke verfehlen können? Das Resultat war, daß sie für ihre Arbeitgeber durchs Feuer gingen. Die Direktoren fanden bald, daß auch inbetreff des materiellen Nutzens ihre aufgewendeten Unkosten nicht weggeworfen waren; die Lust an der Arbeit wuchs mit dem Fleiße und besonders war dies bei den Knaben und Mädchen der Fabrik wahrzunehmen. Auch da, wo die Arbeitgeber anders angelegte und geartete Naturen sind, als diese Herren von der Belmont-Compagnie, sollten sich die Arbeiter eine möglichst freundliche, jedenfalls aber stille Haltung zu bewahren suchen. Verständige Leute streben von selbst danach, die kleine Lust nicht zu einer großen anwachsen zu lassen. Wohl ist das sehr schwer, und nur dann wird es leichter möglich sein, wenn die Religion hoch geachtet wird, welche uns noch auf einen anderen Herrn verweist, dessen „Joch sanft, dessen Last leicht ist“. Das Christentum erinnert die Untergebenen daran, daß bei allen harten Anforderungen ihrer Vorgesetzten, der Arbeitgeber, nicht diese, sondern Christus der eigentliche Herr ist, und daß wir ihm gehorchen sollen, als ob er persönlich vor uns stände und freudiges Unterwerfen verlangte. „Ihr Diener seid gehorsam euren leiblichen Herren in Einfältigkeit eures Herzens als Christo; nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Diener Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen, mit gutem Willen. Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen.“ Das ist nicht etwa eine Kriecherei, sondern wahre Seelengröße, die mit der Zeit unfehlbar auch auf pflichtvergeffene Herren ihren guten Einfluß ausübt.

Wir möchten noch Einiges hinzufügen über den Geist, der die Arbeiter unter einander bejeelen und besonders in derselben Werkstätte gegen Lehrlinge, Tagelöhner und Alte oder Schwache herrschen sollte.

„Was du nicht willst, das man dir thue, das thue auch an andern nicht“: Diese goldene Regel gilt auch hier. Stück-

arbeiter tyrannisieren oft ihre Lehrlinge und Tagelöhner gerade so, wie die Herren ihre Untergebenen. Solch Opfer der Tyrannei war sogar der große Benjamin Franklin, als er in einer Druckerei in Arbeit stand. Weil er es den anderen im Trinken nicht gleich that, wurde er das Stichblatt seiner Mitgenossen. „Da mein Herr“, so erzählte er, „mich nach einigen Wochen als Setzer anstellte, so verließ ich die Druckerei. Die Setzer verlangten von mir fünf Schilling für einen Willkommenstrunk. Ich erachtete das für einen unnötigen Zwang, da ich den Druckern bereits so viel gezahlt hatte. Der Meister dachte ebenso und unterjagte mir die Zahlung. Mehrere Wochen wurde ich als ein Ausgeschlossener behandelt; man warf, was ich gesetzt hatte, durcheinander, man versteckte oder zerbrach meine Gerätschaften, sobald ich das Zimmer verließ, und schob alles auf den ‚bösen Geist‘, der mit allen ‚nicht richtig Aufgenommenen‘ sein Wesen treibe, bis ich trotz meines Meisters Wort zuletzt das Geld bezahlen mußte.“

Ein anderes Beispiel für unsere Meinung findet sich in einem vor wenig Jahren erschienenen Buche „Lebensbeschreibung eines Arbeiters“. Dieser Arbeiter befand sich zur Zeit der politischen Agitation für die Reformbill in einem Steinbruche an der Verwickfüste, in welchem Steinhauer und gewöhnliche Arbeiter arbeiteten. Er erzählt: „Eines Tages hatten wir in der Zeitung vieles von der Tyrannei der Konversativen oder Torypartei gelesen, so wie von der Adels Herrschaft im allgemeinen, und einige der Arbeiter waren davon so aufgeregt, daß sie laut riefen: „Nieder mit den Tyrannen!“ Aus irgendeiner Ursache ergriff einer von ihnen einen langen hölzernen Aststiel und schlug mit der scharfen Ecke einem Arbeiter über die Schulter. Indem ich meine Hacke fortwarf, drehte ich mich um und erklärte, daß ich solche Behandlung eines Arbeiters nicht dulden würde, so lange ich im Steinbruche arbeitete, unbekümmert darum, ob ein Steinhauer das Recht habe, die Arbeiter so zu behandeln, oder nicht! „Ihr schimpft über Tyrannei“, rief ich aus, „und seid selber Tyrannen, so schlimm wie einer!“ Der Steinhauer antwortete,

das sei nicht meine Sache, denn ich sei nicht geschlagen. „Nein“, erwiderte ich, „sonst läget ihr tief im Meere in diesem Augenblicke, aber ich habe genug gesehen, wie schlecht ihr die Arbeiter in diesem Steinbruche behandelt! Kein Arbeiter sollte Dinge thun, wie ihr sie oft von den Leuten hier verlangt, ohne das geringste Recht zu solchen Forderungen zu haben, und ich sage euch: „Das geht nicht länger so fort!“ Die Arbeiter sammelten sich um mich herum; die Steinhauer berebten sich unter einander. Einer von ihnen sagte, daß er sich dergleichen verbitte, weil die Vorrechte der Steinhauer von den Arbeitern nicht untersucht werden dürften; ich hätte mich deshalb einer Strafe zu unterwerfen oder die Arbeit aufzugeben. Die angedeutete Strafe war bekannt; man wurde nämlich über einen der Steinblöcke mit dem Gesicht nach unten gelegt, während man den Kopf und die Arme festhielt, um dann mit fest geknoteten Schürzen von den Lehrlingen ausgepeitscht zu werden. Ich erwiderte, daß ich durchaus noch weiter gehen würde; sie hätten alle von parlamentarischen Reformen gesprochen, wir alle hätten laut nach solchen Reformen verlangt und die Vorrechte der Gegener weg gewünscht, nun würde ich mit Reformen in der That beginnen, und zwar gerade da, wo wir ständen! Ich verlangte gerade heraus, daß wenn ein Steinhauer die Arbeiter zum Umwenden seines Steines herbeirufe, die letzteren nicht eher zussäßen sollten, als bis der Steinhauer selbst mit Hand anlegte; wenn ein Steinhauer einen der Arbeiter wieder zu schlagen sich unterstände, keiner der letzteren diesem je wieder irgendeinen Dienst, irgendeine Gefälligkeit zu erweisen hätte. Die Steinhauer lachten: „Und ferner“, sagte ich, „sollen die Steinhauer nicht weiter berechtigt sein, ein Zimmer im Wirtshause für sich allein zu nehmen, auch wenn sie es bezahlen, noch uns Arbeiter vor die Thür zu weisen, wie geschehen ist, wenn nur ein Zimmer frei ist. In allen Stücken sind wir euresgleichen, ausgenommen im Lohn, denn dazu haben wir kein Recht.“ Hierauf lachten mich alle laut aus und suchten mir in ihrer Art aufs neue zu beweisen, daß ich im Unrecht sei und mich

der festgesetzten Strafe fügen müsse. Darauf setzte ich mich in abwehrende Position und rief ihnen zu: „Laßt sehen, wer zuerst Hand an mich legt!“ Nicht einer kam mir zu nahe, — bald jedoch äußerte jemand, es sei doch wohl besser die Sache auf sich beruhen zu lassen, denn höchstens würde eine Prügelei dabei herauskommen, und so gingen alle wieder an die Arbeit. Sollen wir versuchen, hieraus einige Regeln für die Haltung der Arbeiter abzuleiten, so sind es folgende:

1) Sei besonders darauf bedacht, dir ruhig Blut zu bewahren. Oft kommt man in Gefahr, es zu verlieren. Der Knabe, der unter dir arbeitet, kann ein recht dummer, der Arbeiter neben dir ein recht ungefälliger Mensch sein; beide können dir in dem Augenblicke, wo du angestrengt für dich schaffst, deine Arbeit verderben. Sofort braust du auf. Aber sei gewiß, das ist nicht das Rechte, und auf die Dauer durchaus nicht das Vorteilhafteste. Denke daran, welchen Nutzen dir die Bewahrung der Ruhe stiften könnte. Salomo sagt: „Wer sich selbst im Zaum hält, ist größer als der, welcher Städte unterjocht.“ Addison behauptet, daß ein ruhiges Gemüt 500 Pfd. Sterl. jährlich einbringt. Der christliche Arbeiter soll darüber nachdenken, wie er sich solche Gemütsstimmung aneignen kann. Daher möchten wir die Worte eines Arbeiters, das Morgengebet betreffend, anführen: „Wenn es auch weiter nichts nützt, so beruhigt es doch mein Gemüt immer sehr. Wenn ich z. B. zur Drehbank komme, da könnte ich finden, daß irgendeiner über meinen Werkzeugen gewesen und das, was ich gerade gebrauche, verlegt hat; oder der Untermeister könnte mich ausschelten, während ich genau weiß, daß ich keine Schuld habe; oder ein zänkischer Arbeiter kommt auf mich los, — in allen solchen Fällen konnte ich früher heftig genug werden. Aber wenn ich beim Beten mich auf dergleichen vorbereitet habe, dann ist's, als ob ich einen Schild hätte, der allen Zank abwehrt, und es geht mir viel besser dabei als sonst.“

2) Sei besonders auf der Hut, andere niemals zum Zorne zu reizen. Wie oft wird der leicht Reizbare von allen ge-

Hänselt! Das ist abscheulich. Das gleicht den Stierkämpfen in Spanien, denn die Freude an der Raserei des Zornigen unter den Angriffen der Kameraden ist ein ebenso rohes und tierisches Vergnügen. Nichts schädigt mehr den rechten Geist der brüderlichen Zusammengehörigkeit als solche Rohheit. Töricht ist's freilich, daß ein Gereizter sich immer mehr vergift, aber es ist sehr natürlich. Daraus folgt dann die mehrfach erwähnte gegenseitige Entfremdung, der Mangel des Gefühls der Zusammengehörigkeit, welche für die Arbeit in großen Werkstätten geradezu ein Fluch werden. Auch wird so mancher, der von Natur nicht fest ist, durch solches Vorgehen verderblich beeinflusst. Wenn der Arbeiter sein eigenes Wohl, sein Bestes wirklich will und anstrebt, wird er diese Neckereien zu meiden suchen. Kränke niemand ohne Not, trage lieber einer des andern Schwäche, so hat Christus es gewollt.

3) Das Fluchen, Schwören, die rohen Worte sollten ängstlich vermieden werden. Vieles ließe sich sagen über diese abscheuliche Angewohnung, die den Himmel auf Erden in der That zur Hölle machen kann und langsam, kaum merklich, die Lebensluft der Seelen verpestet! Hier aber lernen wir nur, daß Schwören und Fluchen das Merkmal eines schwachen Geistes ist, und wenn es nicht Mitleiden erregte, innere Verachtung erregen müßte. Es zeigt, daß die, welche jene Unsitte sich angewöhnten, keine besseren und feineren Mittel besitzen, um im täglichen Verkehr auf andere einzuwirken. Wir führen aus George Stephensons Jugendleben ein Beispiel hierfür an: „Ein Mann, Namens Stracker, war ein Großmaul, ein roher Geselle im Fluchen und Schwören und ein großer Tyrann gegen Frauen und Kinder. Er schrie in die Ladenthür der alten Hannah hinein: „Was kostet bei Euch das Pfund vom besten Schinken? Was nehmt Ihr für 100 Pfund Mehl? für beste Speckseite das Pfund?“ Hinterher fluchte er, daß die Scheiben klirrten, und verlangte dann einen Hering und ein Brot für drei Pfennig. Das arme Weib versiel gewöhnlich in krampfartiges Zittern, wenn Stracker nahte. Derselbe log auch gewaltig von seinen Heldenthaten gegen Diebe und Räu-

ber, die er in die Flucht geschlagen. Wir Jungen“, erzählte Stephenson, „hielten ihn für eine große Memme und sannten auf einen Streich gegen ihn. Meine Kameraden verbanden sich mit mir, und wir verlegten dem Stracker eines schönen Abends spät an irgendeiner abseits gelegenen Ecke den Weg. Als er kam, sprangen wir vor, und schrien ihn mit verstellter Stimme, so donnerähnlich wie möglich an: ‚Steh und ergieb dich.‘ Sofort fiel der Glende auf seine Knie vor uns nieder, trotz des Schmutzes der Straße und beschwor uns, er sei ein armer Teufel, sei Familienvater, bitte um Gnade und sei überzeugt, wir würden als Gentlemen ihn laufen lassen. — Wir konnten uns nicht mehr halten und brachen in ein lautes Gelächter aus. Als er dabei einige von uns erkannte, sprang er wieder auf, stieß einige fürchterliche Schwüre aus, und als wir davon liefen, hörten wir ihn noch lange unter Fluchen auf sein Haus zugehen.“

4) Hüte dich, andere mit Gewalt für deine Eigenart, deine Gewohnheiten, deine Vergnügungen bestimmen zu wollen. Es muß freilich hinsichtlich der Arbeit unter vielen immer eine gewisse Einheit in der Art und Weise des Arbeitens festgehalten werden, das wird jeder Verständige sofort zugeben. Aber diese Einheit noch weiter ausdehnen wollen und z. B. jemand verfolgen, weil er nicht in allen Stücken den Gewohnheiten der anderen sich fügt, weil er nicht mit trinken will, nicht in gemeine Neden einstimmen mag, sich nicht ins Geheim mit verbinden will — das ist reine Tyrannei. — Solches Verhalten kann man nicht laut genug brandmarken als eine gemeine, feige Unterdrückung, welche jedes Unabhängige, jedes Bessere ertötet und verderblich auf alle, besonders aber auf die jungen Gemüter wirken muß.

5) Befördere endlich die Gesinnung der Nächstenliebe gegen die Jugend, das Alter und die Schwachen. Freundlichkeit im Benehmen des Arbeiters gegen seinen Lehrling wird selten oder niemals vergessen werden. Es legen davon die Schriften früherer Arbeiter, die in hohe Lebensstellungen gelangten, rührendes Zeugnis ab. Ein freundliches und rücksichtsvolles

Benahmen gegen die Alten ist denen eigen, die in früher Jugend selber liebevoll behandelt wurden, und das wirkt wieder günstig fort auf Kinder und Kindes-Kinder. Der Geist, der solcher Gestalt alle beherrscht, wirkt dann auch in anderer Hinsicht segensreich und gestattet, daß die jungen Gemüther, anstatt eingeschüchtert zu werden, in ganzer Kraft sich entfalten, und die Alten, anstatt mürrisch und steif zu sein, gern und oft noch Spuren jugendlicher Lebensfrische und Freudigkeit zeigen. Gleich einem starken Eichbaum steht der brave Arbeiter mitten zwischen alt und jung und schützt den ehrwürdigen alten Stamm neben sich vor Sturm und Unwetter, während er dem zarten Reis in seinem Schatten zu Kraft und Stärke heranzuwachsen behilflich ist.



Viertes Kapitel.

Gute Arbeit ist guten Lohnes wert.

Hierüber wird niemand streiten, indessen nach welchem Maßstabe die Höhe des Lohnes zu bemessen ist, das ist eine lezt hin vielfach erörterte Frage, ohne daß man damit zu Ende oder auch nur viel weiter als vorher gekommen wäre. Was gute Arbeit, was guter Lohn ist, darüber denken gar viele verschieden, und am meisten auseinandergehen oft die, welche die Arbeit thun, und die, welche sie zu bezahlen haben. Die Volkswirtschaftslehre hat ihre Antwort fertig — und diese hat wenigstens ein großes Verdienst — Klarheit und Genauigkeit. — Sie lautet: ein guter Tagelohn für eines Tages gute Arbeit ist genau das, was im Markt dafür bezahlt wird; es ist der Kaufwert der Arbeit, so niedrig wie der Arbeiter sie zu leisten, und so hoch, wie der Käufer oder Arbeitgeber sie zu bezahlen vermag. Der Arbeitslohn, so sagt man uns, richtet sich nach Angebot und Nachfrage. Ist Arbeit in Menge, sind der Arbeitshände nur wenige da, so müssen und werden die Löhne steigen, im umgekehrten Falle müssen sie niedriger werden. Dies sagt die Wissenschaft, ist ein großes Naturgesetz, und diesem sollte man die Lösung der Frage gestraft überlassen. Insofern dies ein allgemeiner Grundsatz ist, wäre freilich nichts dagegen zu sagen. Angebot und Nachfrage müssen hauptsächlich die Höhe des Lohnes regeln und bestimmen. Jedes gewaltsame oder künstliche Eingreifen in diese Regelung

muß sich zuletzt rächen und Schaden herbeiführen. Aber es fragt sich doch, ob das Gesetz von Angebot und Nachfrage so ganz von selber sich vollzieht, ob man sich ruhig hierauf verlassen darf, oder ob nicht zeitweise ein wenig künstlicher Druck erforderlich ist, ein Druck, wie er durch Abmachungen oder Strikes ausgeübt wird —, um zu bestimmen, welches Verhältniß von Angebot zur Nachfrage gerade das zeitgemäß richtige ist; welchen höchsten Lohn der Arbeitgeber zu zahlen, welchen niedrigsten Satz der Arbeiter zu fordern hat? Wir unferestels sind stark geneigt, jeden gesunden und gerechten Vorschlag, den Lohn der Arbeiter zu erhöhen, günstig zu beurteilen. Mancher Arbeiter ist sehr gut bezahlt, viele dagegen bekommen nicht genug und im Durchschnitt nicht das, was sie ihren Anteil an einem von Gott gesegneten Gemeinwesen sollten nennen dürfen. Wenn wir das aussprechen, so wissen wir recht gut, daß nicht alle Damen und große Herren sein können. Alle können nicht behaglich und fein eingerichtet sein. Die große Masse der Menschen muß auch ferner harte Arbeit thun, sich bescheiden ernähren, Holz spalten und Wasser tragen. Dies ist ein unerbittliches Gesetz der Vorsehung, und der Versuch, es zu ändern, wäre ebenfalls thöricht, wie der, die Anziehung der Weltkörper unter einander zu vermindern oder zu vergrößern. Auch vergessen wir nicht, welcher ungeheure Bruchteil des Gesamtarbeitslohnes durch Trinken und andere Dinge vergeudet wird, so daß viele Tausende besser daran wären, wenn sie weniger erhielten. Wir haben ein anderes im Auge. Die durchschnittlichen heutigen Löhne in manchen Geschäftszweigen reichen kaum für sparsame, mäßige Arbeiter hin, um ihre Familien zu ernähren und sich dabei geistig, körperlich und sittlich wohl zu befinden.

Gar viele Eltern verdienen nicht genug, um sich und ihre Kinderchar, aus Knaben und Mädchen bestehend, in verschiedenen Räumen des Hauses während des Nachts unterbringen zu können. Besonders bellagenswert sind diese Zustände in Krankheitsfällen. Wenn auch Hospitäler da sind, so ist es doch zweifelsohne ein ganz natürliches Verlangen, daß jede Mutter

ihr krankes Kind selbst pflegt, oder Weib und Tochter am Bette des Gatten und Vaters Dienste der Liebe leisten. Andererseits giebt es erfahrungsgemäß in großen Familien recht trübe, sorgenvolle Tage, wenn die Kinder noch zu klein sind, um mit zu verdienen, die Ausgaben aber gewaltig angewachsen. Da bricht manchmal die Mutter unter der Last zusammen, während doch ein wenig Geldunterstützung genügt hätte, über das Schlimmste hinwegzukommen. Später wiederum treibt die dringendste Not, die körperlich kaum entwickelten Kinder so frühe auf Arbeit zu schicken, daß die notwendigsten Grundlagen der Schulbildung dadurch vernachlässigt werden. Endlich aber noch etwas, das niederschlagend wirken muß und leider so oft vorkommt: Wir meinen die Fälle, wenn der Arbeiter in seinen alten Tagen stirbt, wie und wo er steht und geht! Wer hineingesehen hat in dieses Märtyrerende des Lebensabends eines alten Arbeiters, der weiß genug. Mancher schleppt sich fort zur Arbeit, wenn er nötig hätte, im Bett zu bleiben. Wir hörten einst, wie eine alte Witwe am Lager des eben gestorbenen Gatten in einfachen Worten, die ein Herz von Stein hätten rühren müssen, das furchtbare Ringen beschrieb, das seine letzten Jahre kennzeichnete, jenes verzweifelte Ringen zwischen dem Arbeiten-wollen oder -müssen, und dem Nicht-arbeiten-können; wie sie eines Abends spät ausging, den auf fallend lange Bleibenden zu suchen und ihn endlich auf einer Steintreppe zum Tode erschöpft sitzend fand und ihn dann mühsam in die einfache Wohnung heimbrachte, wo nur ihr Vertrauen auf Gott und ihre schlichte, herzliche Liebe zu einander sie erwärmte. Christlich denkende Männer und Frauen können gewiß viel dazu beitragen, solche Mißstände zu mildern, und später werden wir versuchen, Mittel und Wege dafür anzugeben. Aber davon abgesehen, drängt sich die Frage auf: giebt es irgendeinen gesetzlichen Weg, um die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse zugunsten der Arbeiter zu ändern, um die Löhne etwas zu erhöhen, oder die Arbeit etwas leichter zu machen? untersuchen wir unparteiisch die hierfür gemachten und teilweise auch ausgeführten Vorschläge.

Zuerst sind da die Kaufgenossenschaften (Trade's-Unions), die Gewerkvereine und die Strikes in Betracht zu ziehen; Arbeiter, die sich als einzelne zu schwach und der Willkür der Kapitalisten allzu preisgegeben fühlen, bilden Genossenschaften, um diejenige Stärkung zu erlangen, welche jede Vereinigung gewährt und um Hilfe und Schutz in allen wichtigen, ihr Wohl und Wehe betreffenden Angelegenheiten zu finden. Besonders sollen die Gewerkvereine einen solchen Schutz gewähren bei Streitigkeiten mit den Arbeitgebern inbetriff des Lohnes, der Arbeitszeit, der Anzahl der Lehrlinge und der Einrichtungen des Geschäftsbetriebes im allgemeinen. Für gewöhnlich soll eine freundschaftliche Beilegung der streitigen Fragen erstrebt werden; sind aber die Versuche dazu fruchtlos, so soll der Strike stattfinden, mit dem man den Kapitalisten bis zum äußersten zu bringen beabsichtigt, sodaß er gezwungen ist, sich den Bedingungen des Gewerkvereins gänzlich zu unterwerfen.

Es ist wahr, daß die Gewerkvereine oft auch noch für die Zeiten der Krankheit, für die Umzugskosten der Mitglieder und ihrer Familien, wo solche nötig geworden waren, und bei einzelnen sogar für die Kosten der Auswanderung gesorgt haben. In letzteren Beziehungen ist der Nutzen dieser Vereine über allen Zweifel erhaben. Aber abgesehen hiervon haben wir uns mit der Verbesserung der Lage der Arbeiter durch die Strikes zu befassen. Die Frage ist also die: Haben die Gewerkvereine mit ihren Strikes die Lage der Arbeiter wirklich verbessert und die Löhne erhöht?

Die Untersuchung läßt diese Frage sofort in zwei Teile zerfallen, den ökonomischen und den sittlichen, und beide haben wir bei unserer kurzen Betrachtung am besten getrennt von einander zu halten. Die Geldfrage, der wirkliche Vorteil der Strikes für die Löhne ist noch ein Streitpunkt von so großer Unklarheit, um nicht zu sagen Dunkelheit, daß man sich fürchtet, ihn ins Auge zu fassen. Im Jahre 1859 bestellte der Verein für Sozialwissenschaft einen Ausschuß für genaue Untersuchung dieser Sache, dessen Arbeiten einen Oktavband füllten. 1860, auf der Glasgower Versammlung des Vereins, war

Sir J. Ray-Shuttleworth der Referent. Er stellte nach langen Debatten sogar 19 Thesen auf, die indes gar kein Licht in die Sache brachten, sondern dies späteren Zeiten überlassen zu wollen schienen. Für den Fernerstehenden erscheint es geradezu vermessend, solche Frage entscheiden zu wollen. Wir können daher uns höchstens dahin aussprechen, daß solche Gewerksvereine zwar das löbliche Ziel verfolgen, die Löhne zu erhöhen, daß sie aber nur in bestimmten Grenzen für die Arbeiter vorteilhaft sein können.

Viele Strikes haben ihr eigentliches Ziel gar nicht erreicht. Einen Erfolg können dieselben auch nur dann haben, wenn zwei Bedingungen vorausgesetzt sind: erstlich wenn die Arbeiter in vollem Recht sind; und zweitens, wenn sie den Strike länger als ihre Arbeitgeber aushalten können. Sind die Arbeiter im Unrecht, d. h. sind die Arbeitgeber absolut außerstande, ihre Forderungen zu erfüllen, so muß der Strike schließlich zum Schaden der ersteren verlaufen. Genau dasselbe tritt ein, wenn die Arbeiter nicht die Mittel haben, um ihre Sache bis zu Ende zu führen. Indessen ganz allgemein betrachtet, muß in betreff des Geldpunktes wohl zugegeben werden, daß die Strikes häufig zum Vorteil der Arbeiter verlaufen. Die Arbeitgeber werden nämlich vorsichtig und hüten sich, zu solchen Streitigkeiten Anlaß zu geben, anderseits mahnen die Gefahren der Strikes, in guten Zeiten den Vorteil größeren Verdienstes zu bieten. Dagegen rufen die Gewerksvereine der Arbeiter auch wieder gemeinschaftliche Kampfmittel der Arbeitgeber, als Entlassung der Arbeiter und Arbeitseinstellung hervor. Und zu dem allen werden die Kapitalisten scheu und von neuen Anlagen zurückgehalten, sobald das Strikefieber ausbricht.

Aber alle diese an und für sich schon zweifelhaften Vorteile verlieren noch mehr an Wert, wenn man die vielen Leiden und Opfer in Rechnung zieht, welche die Familien der Arbeiter beim Strike zu tragen haben. Diese sind sehr beklagenswert, wenn einzelne auch meinen, darauf gerade stolz sein zu können. Die Opferwilligkeit vieler ist hierbei wunderbar groß. Ihren fauer verdienten Lohn spenden sie so freigiebig, ja verschwenderisch

in die Vereinskaffe, wie es seiner Zeit der Norden und der Süden im Amerikanischen Bürgerkriege that. Wieder und wieder schreiten sie zum Angriff, oft sogar, bevor noch die Trümmer und Verluste früher verlorener Schlachten hinweggeschafft sind. Sie zeigen ein Maaß der Selbstverleugnung und Ausdauer, welches klar genug den tiefen Ernst ihrer Absichten und den vollen Glauben an das Gelingen ihrer Pläne kennzeichnet. Selbst die Geringschätzung, welcher ihre kleinen Erfolge oft in beschämender Weise begegnen, läßt sie die Größe ihrer zuletzt erhofften Vorteile in einem solchen Lichte sehen, daß sie auf solche Feuertaufe nicht allein ohne Beschämung, sondern sogar mit Stolz zurückschauen.

Wenn jedoch schon der materielle Vorteil der Gewerksvereine und Strikes in hohem Grade durch die mit letzteren verbundenen Leiden und Opfer der Arbeiter beeinträchtigt wird, so ist die Schädigung durch moralische Übel, welche gar nicht davon zu trennen sind, doch noch eine viel größere. Denn zunächst entspringen diese Streitigkeiten aus einem falschen Verhältnis zwischen Herren und Dienern. Anstatt nämlich mit einander zu verkehren wie Vater und Kinder, oder besser gesagt wie Brüder und Geschäftsteilhaber, welche einmütig einer des anderen Bestes erstreben, stehen sie vielmehr sich als Feinde gegenüber, die mit scharfem Auge nach irgendeiner Blöße des Gegners spähen. Mißtrauen ist auf beiden Seiten vorhanden, und der Strike ist es, welcher dasselbe nur verschlimmert. An diesem Zustande gegenseitiger Feindseligkeit tragen die Arbeitgeber oft die erste Schuld. Ihr kaltes Benehmen war die nächste Veranlassung zu dem Strike. Giebt es doch viele Fälle, in denen die Arbeiter ihres christlich denkenden Herrn wegen jeder Versuchung zum Striken widerstanden, auch wenn alle Werke rings umher strikten. Wir glauben daher, daß eine allgemeine aufrichtige Rückkehr zu christlichen Grundsätzen und Gesinnungen bei den Arbeitgebern die Strikes zu schnellstem Ende bringen würde.

Ein anderes moralisches Übel, welches Strikes mit sich bringen, ist das Verfolgungssystem, welches die Feiernnden gegen

die Nichtfeiernden anzuwenden pflegen. Hierbei zeigt sich so viel Haß und wird so viel Bitterkeit entwickelt, daß es für einen gewissenhaften Arbeiter keine größere Versuchung und keine größere Schwierigkeit geben kann, als unter solchen Verhältnissen den rechten Weg zu gehen. Noch einen anderen moralischen Schaden müssen wir erwähnen: Er findet sich, wenn auch nicht immer, doch oft genug bei den Führern der Bewegung. Wir lassen hier wieder Hugh Miller aus seinem Selbsterlebten erzählen. Es war unmittelbar vor der Aufhebung der Kornzölle im Jahre 1824, als zum erstenmale die gesetzliche Erlaubnis zur Gründung von Arbeiterverbindungen gegeben wurde. Sofort entwickelten die führenden Geister jenes Übermaß von Thatenburch, welches gewöhnlich die erste Folge neu erlangter Freiheit zu sein pflegt. Miller arbeitete damals auf Tagelohn und zwar als Maurer unweit des Flecken Niddrie bei Edinburg. Seine Mitarbeiter forderten ihn zu einem Strike auf, den sie soeben organisieren wollten. Zum großen Erstaunen derselben erklärte er jedoch, nichts damit zu thun haben zu wollen. Seine Gründe betrafen weniger die Sache selbst als die Art, wie sie geführt werden sollte. „Ich sah genug“, sagte er, „um mich zu überzeugen, daß aus dem Recht, sich zu vereinigen, obwohl es an und für sich so gut und gerecht ist, dennoch vielmehr Schlechtes als Gutes hervorwachsen müsse. Im Gespräch mit meinem Freunde William Ruß, der als Gehilfe für einen Malerverein angestellt war, erklärte ich daher diesem ganz offen, daß nach meiner festen Überzeugung die Maler als solche von den Gewerksvereinen niemals einen erheblichen Nutzen haben würden, deshalb drang ich auch in ihn, seine Stellung aufzugeben. „Es fehlt euch“, sagte ich ihm, „an einem wirklichen Führer. Die wilden Begierden sind es, die euch in Wahrheit führen, und euer sogenannter Führer hat nur darauf zu sehen, daß alle sich diesen Begierden unterordnen. So sind schon diese einzelnen von ihren Leidenschaften Getriebenen die Tyrannen ihrer übrigen Genossen, bevor sie nur versuchen, mit den Arbeitgebern den Kampf zu beginnen, und deshalb haben sie auch einen Feind

im eigenen Lager, der oft genug geneigt ist, ihre Schwächen zu benutzen, und welcher der erste ist, der sich im stillen über jede Niederlage freut. Und wiederum diese Niederlage wird dann um so größer eintreten, wenn die schlechten Geschäftszeiten kommen und ihr hartnäckig auf eueren in den guten Zeiten festgestellten Bedingungen besteht, statt euch wie ein verständiger Mensch auf jenen gemäßigten Standpunkt zu stellen, der allein euch einen sichern Boden unter den Füßen geben kann. Natürlich werdet auch ihr dann als die Geschickteren und Tüchtigen zuletzt mit Hand anlegen müssen, um die unausbleiblichen Wirren lösen zu helfen, aber mit eurer Führerschaft ist es dann vorbei. Sie wird euch längst durch einige weniger tüchtige Schreier aus den Händen gerissen sein, — und auch diese wiederum werden dann nicht mehr Führer, sondern nur noch die Beauftragten des großen begierdevollen Haufens der Mittelmäßigkeit sein, und am letzten Ende gewinnen alle nur wenig oder gar nichts. Es ist gerecht, daß Arbeitervereinigungen erlaubt sind, da ja auch die Arbeitgeber sich vereinigen dürfen, aber so lange die Arbeiter im Süden nicht innerlich anders werden und ganz und gar anders auftreten, so lange sie nicht klüger und besser handeln als jetzt, wird durch alle Vereinigungen stets mehr verloren als gewonnen werden.“

In diesen letzten Worten legt Hugh Miller mit gewohntem Scharfsinn geradezu den Finger auf den wunden Fleck der Vereinsbestrebungen. Weiser und besser werden! Weiser in der Erwägung, unter welchen Verhältnissen ein gerechter und guter Grund und Boden für die Einleitung eines Strite gegeben erscheint; besser, um nach gethanenem ersten Schritt die weiteren in würdiger, christlicher Weise fortzusetzen. Wenn diese Bedingungen festgehalten werden, dann müssen die Gewerksvereine eine gesunde Entwicklung nehmen. Hoch erfreulich aber ist die Wahrnehmung wie diesen Bewegungen bereits mehr und mehr Anerkennung gezollt wird. Auch der Ausschuß des Vereins für Sozialwissenschaft legt jetzt bei seinen Untersuchungen auf die Beseitigung der schlimmen moralischen

Platie, Bessere Zeiten.

Folgen der Strikes großen Wert. Die vereinigten Tischler von Glasgow bestehen darauf, daß ohne Ausnahme sämtliche Verhandlungen der Gewerksvereine veröffentlicht werden, und daß Berichterstatter für die Zeitungen sogar bei den Monats- und Vierteljahressitzungen zugelassen werden sollen. Sie schlagen auch die Bildung eines Schiedsgerichts für Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern vor, um den Strikes und allem Elend, das sich daran knüpft, möglichst vorzubeugen. Die Rückkehr zu christlicher Gesinnung lehrt die Strikes so ansehen, wie den Krieg unter Nationen — nämlich als die letzte, äußerste und schrecklichste Lösung, wenn alle anderen Mittel nicht mehr versagen.

Von der sturmreichen, unbehaglichen Entwicklung der Strikes und der Gewerksvereine flüchten wir freudigen Herzens in eine ruhigere Atmosphäre mit hellerem Himmel. Ein anderes System zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse entwickelt sich täglich mehr und mehr, nämlich das der Genossenschaften. Um dasselbe näher zu beschreiben, wird es sich empfehlen, die kurze Entwicklungsgeschichte desselben zu geben, wie sie in den letzten 20 Jahren zu Rochdale in Lancashire stattgefunden hat.

Im Jahre 1844 errichtete eine Gesellschaft von Arbeitern ein kleines Geschäft für den Ankauf von Lebensmitteln und Kleiderstoffen, in der ausgesprochenen Absicht, Einkauf und Verkauf selbst zu besorgen, um hierdurch auch den üblichen Nutzen des Großhändlers und des Kleinverkaufs von diesen Artikeln ganz allein zu haben. Der erste kleine Vorrat hatte nur den Wert von 28 Pfd. Sterl. = 560 Mark; so daß ein Ladenbesitzer der Stadt höhnisch versicherte, er hätte ihn auf einem Schiebefarren wegfahren können. Bei jedem Geschäft, mochte es Kauf oder Verkauf sein, wurde streng auf Barzahlung gehalten, eine Maßregel, welche anfangs freilich nichts weniger als beliebt war, indessen hauptsächlich den guten Erfolg des Ganzen herbeigeführt hat. Bei der Gründung der Genossenschaft haben sich vorerst nur 28 Mitglieder beteiligt. Die Zahl derselben wuchs jedoch stetig, und 1883

zählte man 4500. Jedes Mitglied nahm zuerst einen Anteil von 1 Pfd. Sterl. = 20 Mark, welcher Betrag in Wochenraten eingezahlt werden konnte. Heute dürfen die Mitglieder ihren Anteil auf 200 erhöhen. Die Verzinsung aller Anteile aber, mögen sie hoch oder niedrig sein, beträgt auf jeden Fall fünf Prozent. Wer Waren kauft, bezahlt in bar. Je nach der Höhe des Betrages, für den jeder gekauft hat, empfängt er Blechmarken, als Beleg der Zahlung, und wenn am Ende jedes Quartals der Profit verteilt wird, so empfängt er seinen Anteil daran je nach der Summe seiner durch die Blechmarken konstatierten Einkäufe. Für große Einkäufer ist dieser Anteil sehr bedeutend, wer also die stärkste Familie hat, wird den reichlichsten Profit davon haben. Diese Genossenschaft hat sich in wunderbarer Weise entwickelt, und ihre Teilhaber standen sich außerordentlich gut dabei. Nicht allein daß sie einen größeren Teil zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse erhielten, sondern durch die Gewohnheit, nur bar zu bezahlen, gelangten sie zu Ordnungssinn und Selbstbeherrschung. Die Genossenschaft wendet jährlich 400 Pfd. Sterl. = 8000 Mark für Unterhaltung der Bibliothek und für vier Lesezimmer auf. Sie hat auch Geschenke an das Waisenhaus, die Taubstummenanstalt, das Krankenhaus in Manchester gespendet, und einen schönen Trinkbrunnen für die Stadt Rochdale bauen lassen. Ferner hat sie 1500 Pfd. Sterl. = 30000 Mark zur Linderung der Not im Distrikt beigezeichnet. Ihre Geschäfte sind so großartig, daß wöchentlich für 3400 Pfd. Sterl. = 68000 Mark über den Warenlabentisch gehen.

Die volkswirtschaftlichen Pfadfinder oder Bahnbrecher, die Pioniere von Rochdale, wie die Genossenschaft sich benannte, haben mit einem bleibenden Erfolg gearbeitet. Sie war fruchtbar und vermehrte sich. Die Einlagen ihrer Mitglieder häuften sich über den eigenen Bedarf hinaus an, und man mußte nun überlegen wie das Kapital gut unterzubringen sei. Einzelne schlugen vor, eine Mahlmühle anzulegen. Das wurde ausgeführt, aber damit war man aus dem ursprünglichen Kreise herausgetreten, auf das große Publikum angewiesen und be-

gegnete hierbei natürlich sehr großen Schwierigkeiten. Doch wurden auch diese nach und nach überwunden, und das Unternehmen blühte derart, daß 1863 41714 Pfd. Sterl. darin angelegt, 152492 Pfd. Sterl. umgesetzt und 10158 Pfd. Sterl. = 202160 Mark verdient wurden.

Ein anderes Gebiet der Thätigkeit der Pioniere war die Anlage einer Baumwollenspinnerei. Auch hier waren sie glücklich, wenn schon man den Grundjag, nur gegen bar zu verkaufen, bei Absatz des Garns nicht sofort aufrecht erhalten konnte. Gebäude und Maschinen kosteten 40000 Pfd. Sterl. Es muß hinzugefügt werden, daß noch manche andere Genossenschaften in Rochdale sich aufthaten, nachdem diese erste sich so gut entwickelt hatte. So wurde eine Gesellschaft für ein Türkisches Bad, eine andere für Häuserbau gegründet, die für 50000 Pfd. Sterl. Wohnungen für ihre Mitglieder baute. Nach einem gedruckten Berichte, den Dr. Watts von Manchester in Glasgow vorlas, war 1860 mehr als 1 Million Pfd. Sterl. in Anteilen angelegt.

Besondere Schwierigkeiten bei der Leitung oder infolge der großen Anzahl von Teilhabern zeigten sich nicht. In einigen Fällen sind diese beides in einer Person, Arbeitgeber und Arbeiter. Man versuchte, diese Vereinigung bei der Baumwollenspinnerei aufrecht zu erhalten, mußte aber davon absteigen, und es bedurfte längerer Versuche, um eine richtige Ansicht darüber zu gewinnen. Die Bewegung verbreitete sich weithin. In Lancashire und Yorkshire erzielte man die besten Resultate, weniger gute in anderen Teilen Englands. In Schottland geht es leidlich gut damit, dagegen ist unter den irischen Arbeitern jeder Versuch fast vollständig gescheitert *).

*) Die Listen des Kongresses in Leeds (1881) wiesen in England 937 Genossenschaften auf mit 504117 Mitgliedern. Die jährlichen Verkäufe bezifferten sich auf 17816037, der Reingewinn auf 1691362, das Anteilsvermögen auf 1324070. In Schottland arbeiten 232 Genossenschaften mit 68967 Mitgliedern. Die Verkäufe betrugen 2549565, der Gewinn 250152, die Anteile 373728, verzinslich waren 171173 Pfd. Sterlinge.

Als Mittel zur Verteilung des Gewinnes haben sich die Genossenschaften glänzend bewährt; als Mittel zur Erzeugung desselben begegneten sie jedoch manchen Schwierigkeiten. Die glänzenden Resultate bei der Verteilung beruhen auf dem Grundsatz der Barzahlung und weiter darauf, daß jedes Mitglied einen wenn auch noch so geringen Anteil am Kapital — aufzuweisen hat. Der große Vorteil dieser ganzen Bestrebungen für die Arbeiter liegt darin, daß dies so schnell und gedeihlich sich entwickelnde System den Beweis liefert, wie richtig angelegtes Geld vielmehr Genuß gewährt als leichtsinnig vergeudet. Mancher der „Rockdale Pioniere“ hat sein eigenes Haus, welches er aus den Ersparnissen in der Genossenschaft erworben hat.

Eine Anschauung über die Mittel zur Verbesserung der Lage der Arbeiter entnehmen wir aus Dr. Chalmers „Volkswirtschaftliches aus großen Städten“. „Wir glauben“, sagt er, „daß die Zeit einmal kommen wird, wo von den drei Ursachen, welche bei der Wertbestimmung mitwirkend sind, schließlich die Arbeitslöhne in ihrem Verhältnis zum Gewinn der Kapitalisten wie auch der Besitzer von Grund und Boden auf einen dauernd höheren Standpunkt anlangen werden, als jetzt der Fall ist, und daß alsdann die Arbeiter gleich den Geldleuten und Landeigentümern an der Behaglichkeit, ja selbst an dem Luxus des Lebens einen gleichmäßigeren Anteil als heute haben werden. Dies Ziel wird aber nicht durch heftiges Stürmen und Drängen erreicht, sondern nur auf dem friedlichen Wege des Wachstums der inneren Bildung und des höheren sittlichen Wertes der Arbeiter selbst. Das sind die Mächte, welche kraft eines gebesserten Geschmacks und einer größeren Neigung zu allem Guten eine spätere schönere Zeit herbeiführen, indem sie die heute herrschenden rohen sinnlichen Begierden und leichtsinnigen Vergeudungen zu bekämpfen lehren.“

Suchen wir uns dies durch ein Beispiel noch deutlicher zu machen. Ein Arbeiter, welcher von dem Verlangen beseelt ist, sich und seine Familie im Leben höher zu bringen, wird auch

danach trachten, in seinen Arbeitsleistungen einen höheren Grad von Geschicklichkeit und Tüchtigkeit zu erreichen. Auch das Beispiel geschickter, solider und ausdauernder Kollegen, welche immer die beste Arbeit liefern, wird ihm beständig vor Augen stehen und ein Sporn werden, sich ebenfalls in allen diesen Eigenschaften noch weiter zu vervollkommen. Er wird darüber nachdenken, auf welche Weise er noch bessere Resultate seiner Arbeit erzielen kann, er wird mit seiner Zeit wie mit seinem Lohn sparsam umgehen, keinen Tag, keine Stunde verlieren, wird extravagante Gewohnheiten wie Trinken, Rauchen, Schnupfen, kostspielige Vergnügungen, wie Theater oder Spielen um Geld in der Kraft der Selbstbeherrschung ablegen. Ohne daß er nötig hat, geizig und engherzig zu werden, wird er sich oft sagen: „Ich kann auch leben ohne das“, und gerade solch ein Mann wird sich auch ganz von selber zu der von uns versuchten Reform des genossenschaftlichen Lebens getrieben fühlen. Er wird begreifen, daß er dadurch gerade seine sehnlichsten Wünsche erreichen kann. Das Barzahlen wird ihm gefallen, und er wird der erste sein, welcher eine kleine Summe übrig hat, um sie in Anteilen anzulegen. Vielleicht geht das anfänglich recht langsam, indessen seine Ausdauer und Geduld hat er bereits erprobt und weiß: „Langsam und sicher führt zuerst zum Ziele.“ Das Sprichwort sagt: „Schottische Gärtner findet man überall und gewöhnlich am höchsten im Baume.“ Gibt es eine andere Ursache hierfür als die Vereinigung von Fleiß und guter Erziehung? Je höher die Bildung, desto besser wird die Arbeit sein, desto größer auch der Lohn! Und was in dieser Beziehung von dem einzelnen gilt, gilt auch von einer ganzen Klasse von Menschen. Aber eben dies erinnert nun auch wieder daran, daß die bessere Lage der Arbeiter, ihr Los- und=ledig=sein von Sorgen und Entbehrungen mancherlei Gefahren in sich birgt. In diesem Zustande des Wohlbefindens liegen nämlich die Klippen des leichtsinnigen Genusses, an denen vieles zerschellen kann. Es giebt sogenannte Freunde des Arbeiters, die ihn bei Aufbesserung seiner pekuniären Verhältnisse zu führen suchen, aber nur in

einem gemeinen, gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sie thun, als wäre die bessere Stellung im Leben das allein Anstrebenswerte; als drehte sich alles nur darum, das Nest für ihn und seine Familie behaglich zu machen; als müsse nur möglichst viel materielles Gut aus dieser vergänglichen Welt herausgeschlagen werden. Solche Gesinnung verabscheuen wir in tiefster Seele, denn es giebt wirklich nichts Schämlicheres als solche Lebensklugheit; sie wirkt geradezu wie Gift auf jedes reine edle Gefühl, auf alles Schöner und Liebliche im Leben. Wo das Geld das Höchste ist, da drängen sich auch sehr bald die gemeine Engherzigkeit, der schmutzige Geiz und die niedrige Selbstsucht ein.

Da werden würdige Eltern in ihren alten Tagen schmähsch vernachlässigt, während die Kinder Geld sparen und in der Welt damit steigen; Brüder und Kameraden läßt man darben, wenn die Not an sie herantritt, während man sie nur mit wenig Unterstützung hätte vom Verderben retten können. Das ist sündlich fürwahr!

Den Wert des Geldes soll man freilich nie unterschätzen. Ein Engländer, der viel von der echten Menschenfreundlichkeit besitzen wollte, sagte einmal, die Pfaffen schrien immer über den unseligen Mammon, er für seine Person halte es für seine Pflicht, alle Leute auf den großen Wert der irdischen Güter hinzuweisen, denn immer noch hätte er mehr Leute gefunden, die das Geld vergeudeten, als solche, die es zu ihrem Gözen machten. Die Wahrheit hat die Bibel, wenn sie uns sagt, daß wir nicht Schätze sammeln und nicht unser Herz daran hängen sollen, aber daß wir uns auch anderseits Freunde machen mit dem ungerechten Mammon, und der Haushalter wird gelobt, der aus seinen fünf Pfunden zehn gemacht hat.

Sir. H. Taylor sagt sehr wahr: „Wer uns überzeugen will, daß das Geld zu verachten sei, wird nicht weit kommen . . . es giebt wenige Dinge von größerer Wichtigkeit. Das Geld hängt so sehr mit dem Charakter und dem Leben der Menschen zusammen, daß jemand, der das Leben eines anderen auf seine Ausgaben hin untersuchen wollte, bis in die

tiefften Falten seines Herzens dringen würde; und wer recht auszugeben, einzunehmen, recht zu sparen, zu leihen und zu borgen versteht, der ist beinahe schon ein vollkommener Mensch."

Dabei bleibt aber immer stehen, daß der wahre Reichtum nicht nach Thalern und Groschen und Pfennigen geschätzt werden kann. Segen von Gott ist es, in das Buch des Lebens eingeschrieben zu werden, ein edles Herz, eine helfende Hand, einen starken Glauben, ein fröhliches Hoffen zu besitzen, das sind allein die Schätze, welche der Rost und die Motten nicht fressen, denen die Diebe nicht nachgraben und die sie nicht stehlen können.

Fünftes Kapitel.

Wie man sein Geld am besten anlegt.

Als ich hierüber einstmals reden wollte, entgegnete mir ein Arbeiter, er hielte das für einen Eingriff in seine Freiheit; wohl ließe er sich Vorschläge gefallen über die Mittel, seinen Lohn zu erhöhen, aber über seine Ausgaben dürfe niemand ihm Vorschriften machen; das sei seine Sache.

So denken gewiß viele; sie denken aber meiner Überzeugung nach nicht allein unrichtig, sondern sie verlegen damit ihre wahren Freunde. Einer, der es mit ihnen gut meint, jagt: „Im Verdienen sind sie stark — im Ausgeben schwach.“ Und in der That hängt die Besserung der gesellschaftlichen Stellung der Arbeiterklasse weniger von höheren Löhnen ab, als davon, daß sie dieselben in der besten Art und Weise ausgeben. Suchten sie nach dieser Regel zu leben, so würden sie finden, daß sie erstlich vielmehr von ihrem Gelde haben könnten, und zweitens, daß solche regelmäßige Lebensweise sie wiederum in den Stand setzt, mehr zu verdienen, und besonders wollen wir uns davor hüten, Verschuldigungen auf eine ganze Klasse zu häufen, die nur auf einzelne Bezug haben. Um so vorsichtiger müssen wir sein, als wir überzeugt sind, daß diejenigen, welche die Führer und Beschützer der ärmeren Klassen sein sollten, es gerade sind, welchen vielfach die Schuld an der Vergewendung zugeschrieben werden muß, welche seit lange

vorherrscht. Nehmen wir z. B. nur die Verhältnisse unter den Matrosen, so finden wir, daß diese lange Jahre hindurch mit wohlgespickten Börzen bei uns landeten, ohne eine einzige respectable Herberge oder Wohnungen anständiger Art zu finden, in welchen sie für kürzere oder längere Zeit unterkommen konnten. Sie fielen Gaunern, Kupplern und anderen Betrügern in die Hände, die sie auszogen und danach schutzlos auf die Straße warfen. Selbst heute noch kommen nach Ruskins Angaben in Liverpool einige vierzig Branntweinläden auf eine gute Herberge für Matrosen.

Mehr noch hängt die Besserung der Verhältnisse unter den Arbeitern davon ab, daß dieselben angehalten werden, für ihre Kranken ebenso wie für die Alten zu sorgen. Bis vor kurzem gab es aber kaum eine vertrauenerweckende, öffentliche Sparkasse in England. Ja es stand sogar so, daß die Regierung infolge des Armengesetzes es auf sich nehmen mußte, für sie zu sorgen, wenn sie das nicht selbst konnten, natürlich auf Kosten ihrer persönlichen Freiheit, ihrer Häuslichkeit, ihres Familienlebens und ihrer Selbstachtung — fürwahr ein großer Preis für des Lebens Notdurft! Freilich ist es jetzt in dieser Beziehung etwas besser geworden, allein Volksgewohnheiten, die aus verschiedenen Generationen herausgewachsen sind, lassen sich nicht in wenigen Tagen ändern. Die Vergeudung, so beklagenswert das auch ist, läßt sich vielfach auf solche Ursachen der Erblichkeit und des Herkommens zurückführen, und es scheint beinahe schon zu spät, das weitverbreitete Übel ganz auszurotten. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein kolossaler Teil des im Schweisse des Angesichts verdienten Lohnes alsbald in Säckel gethan wird, die Löcher haben. Unter allen Ursachen der Vergeudung steht bei sehr vielen die Neigung zum Trunk oben an. Bereits im Jahre 1851 hat Mr. Porter bei einer Versammlung der Britischen Gesellschaft für Förderung der Wissenschaften Dinge veröffentlicht, die immer von neuem die Welt in Erstaunen gesetzt haben. Die Arbeiter des vereinigten Königreiches von Großbritannien konsumierten jährlich für mehr als 20 Millionen Pfd. Sterl. Branntwein, für

mehr als 25 Millionen Bier und für mehr als 7 Millionen Tabak, — das waren damals zusammen 53 413 165. Heute muß es beträchtlich mehr sein! Mr. Clay von Preston hat die Ausgaben von 131 Arbeitern in ein und derselben Fabrik genau aufgestellt und gefunden, daß diese in einer Woche 154 Pfd. Sterl. 16 Schill. verdienten und davon 34 Pfd. Sterl. 15 Schill. auf Branntwein vergeudeten. Zwölf Arbeiter ausgenommen, welche dem Mäßigkeitsvereine angehörten, fand er bei den übrigen, daß sie durchschnittlich im Jahr 11 Pfd. Sterl. 7 Schill. 9 Penny für Branntwein ausgaben, während 15 mehr als 25 Prozent ihres Lohnes vertranken und 41 mehr als 25 bis 27 Prozent. — William Chambers berichtet in einer Abhandlung über die Verschwendung, daß er vor einigen Jahren in einer großen Londoner Druckerei nur wenige fand, die unter einem Schilling täglich an Bier vertranken, was 18 Pfd. Sterl. (360 Mark) jährlich ausmacht. Auf einem Eisenwerk in Sunderland wurde ihm ein Mann bekannt, der einst 21 Schilling täglich verdiente, also 300—400 jährlich, aber alles vertrank und infolge dessen in der Arbeit sich so verschlechterte, daß er jetzt nur 20 Schilling die Woche einnahm. Nicht weit davon fand er einen Franzosen, welcher bei 5½ Pfd. Sterl. per Woche sich bereits eine hübsche Summe und außerdem das Geld zur Rückreise in sein Vaterland gespart hatte. Denn es ist sehr bezeichnend, daß Franzosen oder Deutsche sparsamer und mäßiger sind, als Engländer.

Wenn Arbeiter in dem Alter zwischen dem 18. und 30. Lebensjahre einer regelmäßigen Sparsamkeit sich befleißigten, so würde dadurch mehr zur Hebung ihres Standes und ihres Lebensgenusses gethan sein, als durch irgendwelche sozialen Einrichtungen. Wohl bemerkt, wir jagen nicht, „als durch irgendwelches andere Mittel“, sondern als durch soziale Einrichtungen.

Wenden wir uns nun zur Jugend. Man liebt es, dieselbe als die Hoffnung des Vaterlands und der Kirche zu bezeichnen. In moralischer wie in religiöser Beziehung tritt der Wendepunkt im Leben des Jünglings gewöhnlich vor dem

20. Jahre ein. Dieser Umstand verleitet demjenigen Lebensabschnitt, in welchem zahllose Versuchungen zum Leichtsinne an den Jüngling herantreten, eine besondere Bedeutung und ein besonderes Interesse. Zu oft nur leben junge Leute der Ansicht, daß sie erst nach dem 20. Jahre überhaupt einen gewissen Ernst anzunehmen brauchen. Wird aber die ernste Richtung in diesem Lebensabschnitt versäumt, so ist eine Zeit verloren, die so günstig nie wiederkehrt. Keiner erkennt dies besser, als die, welche die Jugend vorbeigehen lassen, ohne an diesen Ernst des Lebens zu denken. Solche haben in späteren Jahren oft und laut genug bekannt, welchen Fehler sie gemacht und wie viel sie deshalb nachher haben leiden müssen. Wordsworth sagt mit vieler Wahrheit: „Der Knabe ist der Vater des Mannes.“ In der That ist auch die Hebung des ganzen Arbeiterstandes mehr abhängig von der Führung der Jünglinge zwischen 18 und 30 Jahren, als von anderen volkswirtschaftlichen Faktoren.

Diese jugendliche Klasse der Arbeiter hält — das glauben wir fest — das Schicksal des ganzen Standes in ihren Händen. Wir möchten von vornherein diesen Satz ganz außerordentlich hervorheben und betonen.

Es ist dies dasjenige Alter, in welchem Arbeiter am leichtesten von ihrem Lohne sparen können. Meistens erhalten sie so viel wie andere Arbeiter, und doch sind ihre Bedürfnisse viel geringer. Bis zur Verheirathung hat der junge Mann gewöhnlich nur für sich selbst zu sorgen, und in den ersten Jahren der Ehe sind die Kinder klein und kosten verhältnißmäßig wenig. In guten Zeiten kann er alsdann bei richtigem Leben wenigstens 3 Schillinge jede Woche zurücklegen, unter Umständen drei- oder viermal so viel. Die kleinste Wochensparnis kann am Ende dieser Jahre doch eine Summe von gewiß mehr als 100 Pfd. Sterl. aufbringen, und wenn die Arbeiter so sparen, dann ließe sich eine heilsame Revolution in der sozialen Lage derselben ohne viel Schwierigkeit herbeiführen.

Denn wahrlich, nichts drückt diesen Stand so sehr nieder, als das Leben aus der Hand in den Mund — und nichts

würde so wirksam sein für seine Hebung, als der Besitz eines kleinen Kapitals. Wie bitter muß es machen, wenn der Arbeiter sieht, wie andere, obwohl mit geringen Mitteln anfangend, es oft doch schnell und glücklich viel weiter bringen als er selbst. Wenn Strikes ihn und tausende mit ihm zur Unthätigkeit zwingen, so ist er mit jenen tausenden auf die spärliche Unterhaltung durch die Strikekasse angewiesen, wodurch oft genug das Beste seines Eigentums ins Pfandhaus wandern muß. Wer auch die Schuld am Strike tragen mag, so giebt es doch kaum etwas Schrecklicheres für den Arbeiter, zumal wenn er noch Familienvater ist, als die Arbeitseinstellung, selbst dann, wenn sie bereits beigelegt ist. Es kommt dann noch so vieles hinterdrein gehinkt! Die Sonntagskleider sind abgetragen, und kein Geld für neue ist vorhanden; beim Kaufmann sind Schulden aufgelaufen mit allen Nachteilen, die das Kreditnehmen mit sich bringt; werden aber in einem Geschäft neue Kleider bestellt, so ist der Preis um 25 Prozent höher, weil wöchentlich nur wenig abgetragen werden kann. Mit einem Wort, es ist der Zustand der vollsten Sklaverei. Reisegeld fehlt, wenn auswärts zu hohem Lohn Arbeiter gesucht werden. Oft muß ein begabtes Kind, welches durch bessere Erziehung seiner Familie eine Stütze werden könnte, aus Rücksicht auf das Notwendigste für die heranwachsenden anderen Kinder allem entsagen und um jeden Preis so früh wie irgend möglich Geld verdienen. Der Unterschied zwischen gar keinem Besitz und einem Besitz von 100 Pfd. Sterl. ist in der Praxis oft genau wie der Unterschied zwischen Knechtschaft und Freiheit.

Und wie segensreich muß solche Sparjamkeit und Zucht der Jugend zwischen 18 und 30 Jahren auf die sonstige Lebensweise einwirken! Vor allem wird sie vor dem Trunk bewahren, denn eins schließt das andere aus. Auch die Arbeit selbst würde besser werden und mehr Lohn bringen. Die Einkäufe könnten viel besser in den Genossenschaftsläden gegen Barzahlung gemacht werden, und mancherlei Sorge wie Ärger wären dann keinem bekannt. Auch würde eine bessere Gesell-

schaft als die, welche mißvergnügte Arbeiter gemeinlich zusammenführt, veredelnd auf sie einwirken; höhere Bedürfnisse würde man kennen lernen und an ihrer Befriedigung reine, bisher unbekannte Freuden finden. Ohne Frage ist solch ein Arbeiter auch dem Einfluß der Religion viel zugänglicher. Die Mißvergnügten, die Verschwender gehen der Regel nach gar nicht ins Gotteshaus. Sie sind der Ärger und der Schmerz der Stadt-Missionsvereine, des Reisepredigers und der Fabrikinspektoren. Freilich kann die göttliche Gnade auch die Schlimmsten unter ihnen erreichen, und zuweilen fällt sie in deren Herz sogar wie ein elektrischer Schlag hinein, sodaß gerade bei ihnen in einzelnen Fällen in der Zeit schwerer Erlebnisse die auffallendsten Wandlungen stattfinden. Indes für gewöhnlich sind — wie in der Natur nicht Blitz und Donner — so auch im Geistesleben die ruhigen Einwirkungen zugleich die erspriesslichsten, und die friedfertigen am angemessensten. Läuft bei letzteren wirklich auch dann und wann etwas Heuchelei mit unter, so bleibt es doch wahr, daß hier zumeist der gute Boden zu finden ist, auf dem das Christentum reiche Frucht bringt, dreißigfältig, sechzigfältig, hundertfältig. Das Sparen aber empfehlen wir den jungen Arbeitern besonders noch deshalb, weil wir jede Versuchung zum Schuldenmachen von ihnen fern halten möchten. Schulden sind wie der Krebschaden bei der arbeitenden Klasse. Leider finden sich aber dieselben bei ihr sehr häufig. Nicht allein die Trinker und Leichtsinrigen haben mit Schulden zu thun, sondern ebenso oft auch ernste Leute, und wo sie einmal sich eingebürgert haben, da ist saure Anstrengung erforderlich, um sie wieder abzuschütteln. In Glasgow gab es in einem Jahre 30 000 Fälle, in denen die Löhne mit Exekution belegt wurden. Die Sache wurde zuletzt so allgemein und so ärgerlich für die Arbeitgeber, daß diese beim Parlament um Aufhebung der Befugnis einkamen, bei kleinen Schulden den Lohn mit Arrest zu belegen. Es ist schwer zu sagen, ob durch dies Schuldenwesen mehr Unheil in sozialer oder in sittlicher Beziehung erwächst. Die Kreditbenutzung kostet stets recht viel, für den Arbeiter jedoch ist sie jedesmal

der Anfang des Verderbens. Wir haben uns aber davon überzeugt, daß ein Mann bei 12 Schilling Wochenlohn durch regelmäßige Barzahlung 5 Pfd. Sterl im Jahre zurückgelegt hatte. Weshalb also den Weg des Verderbens wählen?

Es sind dies nur Andeutungen von dem Schaden, welcher der ganzen Gesellschaft durch so vieles Schuldenmachen erwächst. Daneben ist aber der sittliche Nachteil nicht weniger groß. Zunächst und mit Recht geht der ehrenvolle Charakter, der gute Ruf dabei verloren, denn der, welcher wirklich seinen Verpflichtungen gegen andere nicht nachkommt, begeht ein Unrecht, das er nur sich selber zuzuschreiben hat. Man kann ihn bemitleiden, auch ist es möglich, daß er das Unrecht gar nicht begehen wollte, als er die Schuld auf sich lud, sondern die Rückzahlung in vollem Ernst beabsichtigte, aber trotz alledem hat er das Unrecht gethan. Es schädigt dadurch ferner die ganze Klasse der armen Leute, denn seine Unzuverlässigkeit trägt mit dazu bei, daß die Mieten so hoch geschraubt und alle Sachen für den Lebensunterhalt so sehr verteuert werden. Die Ehrlichen müssen um der Unehrllichen willen so viel mehr zahlen, denn was der Mieter, der Händler, an den einen verliert, das muß er an den anderen wieder zu verdienen suchen. Weiter, — Nichts zerstört die Wahrhaftigkeit im Menschen mehr als solcher Zustand der unaufhörlichen Geldnot. Dem Gläubiger gegenüber, der drückt und droht, wird von Hunderten kaum einer bei der Wahrheit bleiben. Gar zu leicht werden ihm Versprechungen und Betenerungen gemacht, die zu halten von vornherein unmöglich ist. Ein geradezu schreckliches Spiel wird dabei mit dem Gewissen getrieben, denn zuerst überredet man sich, daß hier ein Ausnahmefall vorliege, der den Maßstab gewöhnlicher Moral nicht vertrage. Wende man ihn an, so würde das Übel nur noch schlimmer werden, weil die Gläubiger dann, wegen des schnellen Einbruchs des Verderbens, das, was sie haben wollten, gar nicht erhalten könnten. Angst und Unruhe bemächtigen sich nun des Mannes, der seinen inneren Halt dabei ganz verliert. Das Veten wird zur leeren Form, zum Tische des Herrn zu gehen

erscheint wie eine Heuchelei, und früher empfangener Trost aus der Religion muß dem Armen wie ein Traum aus den Tagen der Kindheit erscheinen. Oft treibt das Schuldenmachen auch zum Trinken, oder der Trunk verursacht das Schuldenmachen; mancher hat sich einen frühen Tod dabei geholt und Weib und Kinder in Elend hinterlassen. Ehret also das Wort des Neuen Testaments: „Seid niemand nichts schuldig, als daß ihr euch untereinander liebt.“ Keinen besseren Rat giebt es, dies zu erreichen, als alle seine Angelegenheiten Gott zu befehlen und seinen Beifall bei allem zu erstreben, was man thut. Nicht ein harter und strenger Gott, sondern ein liebevoller Vater waltet über den Arbeitern, der eines jeden Entbehrungen kennt und seine Not tief mitfühlt. Jesus kennt solche Not; er lebte unter derselben in dem ärmlichen engen Hause in Nazaret; er kostete alle Mühsal der Armut durch: „Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleid haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben gleich wie wir, nur ohne Sünde.“ Wunderbar wird das Herz auch unter den größten Gefahren durch solchen Glauben aufgerichtet. „Ich wußte kaum, wohin ich mich wenden sollte, als dein Vater starb“, sagte die Mutter des Präsidenten Garfield zu ihrem Sohne, „ich hatte nichts zu leben in den Wäldern und wußte nicht, wohin; aber gerade damals, als ich mich ganz auf Gott und mich selbst angewiesen sah, nahm ich mein Kreuz auf und trug es leicht.“

Ein anderer Rat, um Schulden zu vermeiden, ist der: Suche ohne dasjenige auszukommen, was du zu kaufen nicht imstande bist. Kleine Luxusgegenstände anschaffen, heißt, sich das Geld für das Nötigste versagen. Das ist schlimmer als Leichtjinn, es ist Unredlichkeit. Schmuckachen und Tand, auf Unkosten der Redlichkeit angeschafft, tragen des Teufels Abzeichen an sich. Wie viel besser ist es, da zu sagen: „Laß das, du kannst glücklich sein ohne diese.“

Wenn nun der Arbeiter glücklich genug gewesen und eine Summe Geldes erspart hat, dann tritt die vorsichtige Frage an ihn heran, wie er solche am besten anlegt. Häufig genug

drängen sich herzlose selbstsüchtige Menschen in den Zeitungen an die Arbeiter, die Händler, die Erzieherinnen heran und preisen ihnen faule ja nichtswürdige Spekulationen als gute Anlage für ihre sauer erworbenen Ersparnisse an. Natürlich ist dann der Verlust der ganzen Summe so gut wie gewiß. Ist das Ersparte nur ein kleines Stückchen, dann ist eine ganz sichere Anlage erst recht nötig, nicht aber ein großer Gewinn. Die folgenden Vorschläge erscheinen uns für Arbeiterersparnisse am passendsten.

1) Leih- und Sparbanken benutze man, wenn solche vom Staate garantiert sind, als sichere, bequeme und stets zugängliche Mittel. Die geschliche Verbindung aller Postämter in England mit diesen Banken macht sie für Stadt und Land jeden Tag brauchbar. Während der Geschäftsstunden kann man Einzahlungen von einem Schilling = 1 Mark und aufwärts, ja vermöge der Stempelmarken sogar von einzelnen Pfennigen anlegen und erhält sogar noch etwas bessere Zinsen, als bei der Mehrzahl der anderen Banken. Wieder zurückziehen aber kann der Einleger sein Geld stets, entweder ganz oder teilweise. Legt ein Knabe vom 18 Jahre ab wöchentlich einen Schilling auf diese Weise so an, dann hat er im Alter von 60 Jahren nicht allein 109 Pfd. Sterl. Kapital, sondern auch noch 80 Pfd. Sterl. für Zinsen zu fordern. Bei 2 Schilling die Woche käme er nahe an 400 Pfd. Sterl. Selbst wenn regelmäßiges Einzahlen unthunlich, so kann doch so lange gespart werden, bis eine Summe, groß genug für eine bestimmte Anlage, angesammelt ist. Wie vortrefflich die Sparbanken sind, geht am besten aus dem eigenen Bericht hervor, wie solcher vor einigen Jahren sich im „Edinburger Magazin“ gedruckt fand: „Bei meiner Ankunft vor 3 Jahren fand ich in Edinburg kein gutes Fortkommen; als ich später einiges verdiente, riet mir ein Freund sehr eindringlich, doch dann und wann einige Schilling in die Sparkasse zu legen für den Fall einer Krankheit oder sonst eines Unglücks. Ich hielt es für thöricht, an Sparen zu denken, so lange ich durchschnittlich 5 Schilling die Woche hatte, denn oftmals verdiente ich

Mal tie, bessere Zeiten.

5

nur 3 oder weniger, niemals aber mehr als $10\frac{1}{2}$ Schilling. Indessen ich raffte mich doch eines Tages auf und deponierte den 15. Februar 1844 die ersten sechs Schilling. Bald darauf trat ich in einen Dienst, wo ich regelmäßig 11 Schilling wöchentlich bekam, später 12. Anstatt Sonnabends erhielt ich gewöhnlich Montags den Lohn und brachte dann stets eine Wenigkeit auf die Sparbank. Ob die Summe noch so winzig, macht dort gar nichts aus, denn des Armen Pfennig wird gerade so gern genommen wie des Reichen Pfund. Das aber rate ich jedem, gleich beim Empfang des Lohnes etwas hinzutragen. Wenn ich das am Montag nicht that, dann geschah es gar nicht, weil Versuchungen immer genug davon abhalten. Dritthalb Jahre später den 17. November 1846, wurde ich krank, bettlägerig, so daß zweimal täglich der Arzt kam. Schnell genug waren die paar Schillinge, die ich in Händen hatte, fort. Auf meinem Lager kamen mir die Gedanken, was nun wohl mit mir geworden wäre, wenn ich weiter nichts gehabt hätte und einige Hundert englische Meilen fern von der Heimat der Gutherzigkeit anderer anheim gefallen wäre. Eine alte Mutter, die oben im Hochlande an der weißen Felswand wohnte, war darauf angewiesen, nach harten Schicksalschlägen, einen Teil vom Lohne des Sohnes zu empfangen, auch sie hätte darben müssen, wenn ich nicht die mir kolossal erscheinende Summe von 21 Pfd. Sterl. 5 Schilling, 7 Penny bei der Sparbank besaß. Wie kam sie mir nun zustatten, wo ich mich langsam von schwerer Krankheit erholen mußte. Da ich nicht selber hingehen konnte, so ersuchte ich einen Kameraden, in meiner Rocktasche ein kleines blaues Buch zu suchen und damit zur Sparkasse zu gehen. Er war hoch erstaunt und sah aus, als ob er nicht begreifen könne, daß einer in meinen Verhältnissen in so kurzer Zeit solche große Summe beiseite legen konnte, denn er so gut wie meine Wirtin war der Meinung, daß ich keinen Schilling mehr besäße, als was ich in der Tasche hatte. Hierbei hörte ich, daß mein Freund jetzt zum erstenmal auf einer Sparbank gewesen. Jetzt weiß ich zu meiner Freude, daß auch er sich eine Summe gespart hat, die ihm einmal gute Dienste thun kann."

Nun, wir hoffen, dieses Jünglings Beispiel wird ferner nachgeahmt. Nichts ist leichter als sich ein Konto eröffnen zu lassen, und das sollte jeder in den ersten Lohntagen besorgen.

2) Ein anderes Mittel zur Anlage der Ersparnisse sind die Hilfsvereine. Diese unterstützen der Regel nach bei Krankheitsfällen, beim Begräbnis und bei hilflosem Alter. Leider ist ihre gedeihliche Entwicklung durch die Unsicherheit mancher Sparbanken in ernste Frage gestellt. Manche dieser Vereine mußten ihre Zahlungen zu einer Zeit einstellen, wo viele Mitglieder alt und unterstützungsbedürftig geworden waren. Erfahrene Rechenmeister behaupten sogar, daß viele dieser Vereine heute in der That schon bankrott sind, nicht weil sie keine Kapitalien besitzen, sondern weil in späterer Zeit so viele Ansprüche an sie herantreten werden, daß ihr Geld nicht ausreicht.

Bereits im Jahre 1875 hat das Parlament ein Gesetz dahin erlassen, daß sämtliche Hilfsvereine zu ihrer größeren Sicherheit alle fünf Jahre einmal durch einen vereidigten Taxator ihren Vermögensbestand abschätzen lassen und der Registratur der Regierung einsenden müssen; indessen viele haben das noch bis 1880 nicht gethan, und die alte Unsicherheit herrscht also heute noch wie vorher. Hier muß bald Abhilfe geschafft werden.

3) Ein drittes Mittel ist das der Annuitäten oder Jahresrenten: Zuweilen werden diese auch schon von den Hilfsvereinen, öfter aber noch von Sparbanken, Versicherungsgeellschaften oder Postämtern ausgestellt; je nach dem Alter beträgt bei Volleinzahlung von 100 Pfd. Sterl. die Jahresrente einer Person von 60 Jahren etwa 10 Pfd. Sterl. jährlich und zwar auf Lebenszeit, bei 70 Jahren 14 Pfd. Sterl. Für Arbeiter indessen paßt die teilweise Einzahlung besser. Ein Jüngling von 20 Jahren, der jede Woche einen Schilling bis zum 50. Jahre einzahlt, sichert sich dadurch vom 50. Jahre ab für den Rest seines Lebens jährlich 11 Pfd. Sterl., 8 Schill., 6 Penny. Er hört dann also auf, den einen Schilling zu zahlen, und empfängt nun mehr als 4 Schill. jede Woche. Wenn diese Einzahlung bei der Nationalversicherungsbank bewirkt

wird, so kann er beim Aufhören der Einzahlungen infolge von Krankheit oder Verarmung jeder Zeit das volle eingezahlte Geld, freilich ohne Zinsen, zurückerhalten; bei seinem Ableben aber erben es die Seinen. Weshalb will nun der Arbeiter nicht jede Woche an diese Gesellschaft etwas weniger abzahlen als 9 von 10 Arbeitern jede Woche mindestens im Bierhause vertrinken?

4) Ein Viertes ist die Lebensversicherung. Jede Gesellschaft erteilt bereitwillig Auskunft über die Bedingungen, aber auch die englischen Postämter nehmen jetzt Versicherungen an für das Alter zwischen 16 und 60 Jahren und für Beträge von 20 Pfd. Sterl. bis 100 Pfd. Sterl. Gewöhnlich zahlt das Mitglied jährlich für seine Lebenszeit einen kleinen Betrag ein — oft auch in kürzeren Zwischenräumen, und bei dem Ableben des Mitgliedes empfängt die Familie oder der Erbe eine bestimmte Summe. Wenn z. B. ein Achtzehnjähriger jährlich 1 Pfd. Sterl., 11 Schill., 4 Penny oder 8 Schill. vierteljährlich einzahlt, so haben die Erben 100 Pfd. Sterl. bei seinem Ableben. Es kann aber auch, um 100 Pfd. Sterl. zu sichern, ein Zwanzigjähriger für 15 Jahre 3 Pfd. Sterl., 3 Schill., 6 Penny oder für 20 Jahre 2 Pfd. Sterl., 12. Schill., 1 Penny einzahlen. Noch einige andere Formen und Erleichterungen hat man eingeführt. Wäre es allgemeine Sitte, sein Leben zu versichern, welch ein Heer von Sorgen und Plagen für Witwen, Waisen und Alte wären damit aus der Welt geschafft! Selbstredend versichern anständige Gesellschaften nur Gesunde und solche, die nicht unmäßig sind.

5) In den letzten Jahrzehnten sind vor allem die genossenschaftlichen Arbeiter-Vereine zur Anlage von Ersparnissen beliebt worden. In einem früheren Kapitel haben wir davon besonders gehandelt.

6) Als letztes nennen wir die Baugesellschaften. Diese wollten Arbeiter und kleine Händler unter vorteilhaften Bedingungen zu Eigentümern ihrer Wohnhäuser machen. In einem folgenden Kapitel beleuchten wir dies näher und behaupten jetzt schon, daß vielfach wunderbare Erfolge damit erzielt worden sind. Viele Hunderttausende sauer erspartes

Geld haben Arbeiter auf diese Art höchst vorteilhaft angelegt.

Während dieses ganzen Kapitels tritt uns die Erzählung von dem Wunder des Herrn mit den fünf Broten und zwei Fischen wieder und wieder vor die Seele. In demselben bedeutete er zuletzt seine Jünger, die übrigen Brocken zu sammeln, auf daß nichts umkomme. Durch den einfachen Akt seines Willens hat der Herr hier unerschöpfliche Quellen der Versorgung eröffnet. Man hat von diesem Wunder gesagt: „Die Vereinigung von Uner schöpflichkeit und Sparsamkeit in der schöpferischen Kraft prägt der Erzählung unfehlbar den Stempel des Göttlichen auf.“ So etwas konnte nie erfunden werden. Das ist in der That eine göttliche Verbindung: — Uner schöpflich und sparsam. Ausgeben ohne Sparen ist dieser Erde angehörig — aber nichts geht verloren im Königreiche Gottes. Was die eine Gattung von Geschöpfen als Überfluß von sich stößt, davon lebt eine andere. Unaufhörlich arbeitet die Natur und formt aus altem Stoff neue herrliche Verbindungen. Nichts ist verloren bei der Vorsehung. Nichts ist dem Wesen Gottes fremder als Vergeudung. Laß nichts verloren gehen, so mahnt auch unser Gewissen. Keine Zeit, kein Geld, kein Talent und keine Gelegenheit, Gutes zu thun, kein Bibelwort und kein Sacrament, kein Unglück und kein Glück.

Sechstes Kapitel.

Gesund an Leib und Seele.

Es wirkt kaum etwas so niederschlagend und berührt uns so schmerzlich, als die Überzeugung, daß ein Heer von Krankheiten, ja eine Reihe von Todesfällen hätte vermieden werden können, wenn man beizeiten das Rechte gethan hätte. Wir alle beklagen die Opfer, welche ein Krieg fordert, aber erwiesenermaßen ist das Heer derjenigen, welche durch leicht zu verhütende Krankheiten zu sterben pflegen, weit größer. Im Krimkriege verloren 20 800 Engländer das Leben, indes nur 5000 hiervon fielen auf dem Schlachtfelde und 15 800, meist blühende junge Männer starben an Krankheiten; zum großen Teil hätten diese gerettet werden können, wenn zur rechten Zeit die geeigneten Maßregeln getroffen worden wären. Selbst in Friedenszeiten war bis vor kurzem der Prozentsatz der in unserer Armee vorkommenden Todesfälle größer als anderswo.

Eine der Ursachen, die zugegeben werden mußten, ist der Mangel an frischer Luft in den Kasernen. Wo diese genügend zugeführt wurde, besserte sich das Verhältnis der Sterblichkeit sofort.

Aber auch anderswo, besonders bei der Arbeiterbevölkerung, steht es inbezug auf Vermeiden und Verhüten von Krankheiten und Todesfällen recht schlimm. Vor einigen Jahren meldete der Gesundheitsbericht der Armee-Inspektoren, daß sich in

Manchester bei wohlhabenden Familien bürgerlicher Profession das durchschnittliche Lebensalter auf 38 Jahre, bei Kaufleuten auf 20, bei Schloßern und Arbeitern auf 17 Jahre beziffere.

In den ländlichen Distrikten der Grafschaft Rutland stellen sich die korrespondierenden Zahlen auf 52, beziehungsweise 41 und 38. Eine andere Tabelle zeigt, daß in den dichtbewohnten Stadtvierteln eine ungleich größere als die verhältnismäßige Sterblichkeit vorherrscht. Es ist schwierig zu sagen, wie viele von denen, welche gerettet werden konnten, bei uns zu Lande ihr Leben einbüßen. Mr. Simon, der Medicinalbeamte des Geheimen Regierungsrates, schätzt diese Zahl auf 120 000 für England und Wales, mithin jährlich im gesamten Königreich auf 150 000.

Muß es bei diesen Zahlen nicht auffallen, daß es nur ganz wenige sind, welche über dies grauenvolle Hinsterben-laffen der Menschen von Entsetzen ergriffen werden?

Hierzulande wird meistens das Menschenleben als etwas Hohes, Heiliges betrachtet, dessen unnützes Opfern jeden empört. Wir schreien auf, wenn die Mannschaft eines Schiffes untergeht und dabei bekannt wird, daß ein gewissenloser Schiffseigner sie auf einem nicht mehr seefesten alten Kasten von Schiff hinauswarf. Wenn in einer schlecht in Ventilation erhaltenen Mine eine Explosion entsteht, so können wir uns kaum des Wunsches enthalten, daß der leichtsinnige Eigentümer selber dabei gewesen und zuerst umgekommen sein möchte. Aber wenige kümmern sich um das langsame, wenn auch jährlich 150 000 Menschenleben treffende Hinsterben!

Was können wir nun dagegen thun?

Zuerst müssen wir gesunde Luft schaffen. Das sieht man nur dann ein, wenn man sich mit dem Prozeß des Atmens und der Ausdünstung näher bekannt gemacht hat und weiß, wozu diese Einrichtungen der Natur getroffen sind.

Weshalb sind wir so geschaffen, daß wir Atem holen müssen? Weshalb hebt sich unsere Brust Tag und Nacht? Weshalb holt unser Mund mit dem Atemungsorgane unauf-

h6rlich Luft von au6en ein, w6hrend er die von innen kommende wieder zur6ckf6hrt oder ausst66t?

Dieser Proze6 h6ngt aufs innigste mit der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit zusammen. Das Blut, welches durch unseren K6rper flie6t, und wenn es gesund ist, jedem Teil desselben neues Leben und neue Kraft zuf6hrt, sammelt bei seinem Kreislauf unaufh6rlich Teilchen oder Substanzen auf, die sch6dlich wirken m6ssen. Zugleich aber hat es auch die F6higkeit, frischen Vorrat von anderen Substanzen aufzunehmen, die gesund und belebend wirken.

Die Stelle nun, an welcher diese Auswechselung jener Substanzen stattfindet, ist das Innere unserer Brust, unsere Lunge. Sie vermittelt den Proze6 mit Hilfe des Atemholens, wodurch die eine Substanz hinaus und die andere hinein getragen wird. Die zerst6rend wirkende Substanz, welche hinausgebracht wird, ist eine Luftart, auch Kohlen6ure genannt, die gesund machende Substanz, welche eingeatmet wird, ist eine andere Luftart, der Sauerstoff. Um das Blut gesund zu erhalten, was ungef6hr ebenso viel besagt, als den ganzen K6rper vor Krankheit bewahren, ist eine ganze Menge Sauerstoff n6tig. Wo diese in gr66erem Ma6e fehlt, da kann pl6tzlicher Tod eintreten. Das passierte vor nicht langer Zeit in einem Gef6ngnis Kalkuttas, wo 146 Personen in einem Raume von 18 Fu6 L6nge und 14 Fu6 Breite eine Nacht lang eingesperrt sa6en; 123 fand man am Morgen tot und die 6brigen 33 halb tot. Auch auf dem Meere im Schiffsraum ist unl6ngst 6hnlich Grauensvolles vorgekommen. In anderen F6llen tritt wohl kein so schreckliches Ende ein, wohl aber folgt unausbleiblich eine langsame Zerst6rung der Gesundheit. In 6berf6llten Schulr6umen, Schlafzimmern oder Werkst6tten verdirbt die Luft gar bald, und ohne L6ftung ist bei den Kindern Tr6gheit im Denken und ungesundes Blut bei dem allen die Folge. Noch andere und schlimmere Ursachen der Krankheit liegen in der Verpestung der Luft, mag sie nun durch Unreinlichkeit der Menschen an sich oder durch sch6dliche 6u6ere Umst6nde herbeigef6hrt sein. Ventilation, Zuf6hrung frischer Luft ist das ein-

fache Mittel dagegen. Wenn es nur immer angewandt würde! Der beste Lehrmeister hierin ist die Natur. Sie hat ihren großen Ventilationsapparat, den Wind, der viele Krankheiten und Ansteckungen hintertreibt. Wie viel gesunder ist deshalb das Leben auf dem Lande als in dichtbevölkerten Stadtvierteln. Aber Gott der Herr hat außerdem auch einzelne seiner Geschöpfe mit der Kunst des Ventilierens ausgerüstet. Das sprechendste Beispiel hierfür ist der Bienenkorb. Woher kommt das Gesumme, welches du stets am Bienenkorb wahrnimmst? Es rührt nicht etwa von den Bienen her, welche durch den Korb fliegen, da diese ihre Arbeit gar nicht im Fliegen verrichten können. Untersuche nur den Eingang in das Bienenhaus, da wirst du zwei bis drei Duzend Bienen bei eifriger Arbeit finden. Als ob ihr Leben davon abhinge, so schlagen sie unaufhörlich mit den Flügeln. Und in der That verhält es sich so: Der Bienenkorb hat keine Öffnung und keine Luftkanäle, aber die Bienen sind viel zu klug, um die aufgebrauchte Luft immer wieder einzuatmen. Das beständige Schlagen mit den Flügeln dient nur dazu, sich die nötige Lebensluft wieder zuzuführen, sonst würden sie umkommen. Sie sind nicht ängstlich wegen Zugluft und unbesorgt um etwaige Erkältung. Auch hat ihre Königin gar nicht nötig, Befehle zu erteilen, um die mit Ventilierung beschäftigten aufhören oder ablösen oder die Öffnungen des Stockes schließen zu lassen. Dergleichen sollten wir klügeren Menschen uns merken! Wie thöricht es ist, im Winter der Wärme wegen keine frische Luft zuzulassen, erhellt daraus, daß erwiesenermaßen ein Gesunder jede Stunde 150 — 160 Kubikfuß Luft nötig hat.

Der Mangel an körperlicher Bewegung, wie derselbe bei Schneidern, Nähterinnen und anderen Berufsarten geboten ist, kommt auf dasselbe hinaus, wie die Wirkung schlechter Luft, weshalb ja auch die Schwinnsucht unter diesen verhältnismäßig viele Opfer fordert. Der Nutzen der körperlichen Bewegung liegt darin, daß sie das Atmen lebhafter macht und mehr frische Luft in die Lungen führt. Kopfschmerzen und eine Reihe von Krankheiten werden dadurch verhütet, und

wahrhaft wunderbare Erfolge oder Kuren werden oft durch dies einfachste Mittel vollbracht.

Ferner muß der Schmutz jeder Art als ein gefährlicher Feind der Gesundheit bezeichnet werden. Ohne vieles Besondere einzeln aufzuführen, wollen wir kurz drei Dinge nennen, die rein gehalten werden müssen. Die Haut, die Kleidung und das Bett.

Die Haut ist eine wunderbare Hülle und erfordert gebieterisch eine ganz besondere Pflege. Wenn man sie unter dem Vergrößerungsglas betrachtet, entdeckt man unzählige kleine Öffnungen, Poren, so dicht bei einander, daß mehrere Tausend auf jeden Quadrat Zoll kommen, und die ganze Haut eines Menschen demnach nahezu 3 Millionen aufzuweisen hat. Eine weitere Untersuchung führt zu dem Ergebnis, daß diese Öffnungen die Mündungen von 3 Millionen Röhrchen oder Kanälen sind, welche, eine an die andere gelegt gedacht, eine etwa 4 deutsche Meilen lange Linie vorstellen würden. Diese Röhrchen sind nun geschaffen, um aus dem Körper eine Reihe von Abgangsstoffen fortzubringen. Dieser Vorgang vollzieht sich beim Schwitzen oftmals auffällig und heftig, meistens aber ruhig und unbemerkt. Der Schmutz auf der Haut verstopft natürlich viele der Millionen von Poren, zwingt die Abgänge in den Körper zurück und erzeugt dadurch Unbehagen und Mattigkeit, die demjenigen leicht erklärlich sind, welcher die Hautthätigkeit kennt. Waschen und Baden wie auch Leibesbewegung befördern diese Thätigkeit und verleihen eben jenes Gefühl der Behaglichkeit, welches uns nach diesen Reinigungen ergreift.

Aus den nämlichen Gründen ist die strengste Reinlichkeit in der Leibwäsche wie in der Bettwäsche vonnöten. Wie neben diesen drei Objecten der Reinlichkeit die wunderbare Maschine des menschlichen Körpers durch einfache Kost, durch Mäßigkeit im Essen und Trinken im gesunden, fröhlichen Gange erhalten wird, haben wir früher schon beherzigen können. Nun befinden aber viele diese unschätzbaren körperlichen Güter im engsten Zusammenhange mit einem gesunden Geiste. Um diesen

zu erhalten, sind drei Eigenschaften der Seele unablässig ins Auge zu fassen und mit aller Energie zu vertreten, nämlich Selbstachtung, Selbstvertrauen und Selbstbeherrschung.

Es giebt zahllose Beispiele in dem Lebensgange der Tüchtigsten und Berühmtesten unserer Landsleute, wie derjenigen anderer Nationen, welche dies befunden. Nehmen wir eins davon, indem wir den Entwicklungsgang desselben schottischen Steinbrucharbeiters aus den ersten Kapiteln dieses Buches betrachten, also H. Millers. Dieses Mannes Beispiel muß freilich mit einiger Vorsicht nachgeahmt werden, weil die unablässige Arbeit an der Entwicklung und Schärfung seiner geistigen Fähigkeiten, die er zuletzt im Übermaße fortsetzte, zu einer Zerstörung seines klaren Geistes führte. Aber vorausgesetzt, daß man in den Grenzen bleibt, die jeder gesunde Verstand erkennen kann, giebt es kaum ein lehrreicheres Leben. Die Mittel, die er angewandt, um vor Not sich zu schützen, um wahre Vervollkommenung zu erreichen, sind allen zugänglich. Sollen wir dieselben in einem einzigen Satz zusammenfassen, so waren es eben jene drei obengenannten Dinge, welche er als Mittel zu seinem Zweck für unerläßlich hielt: Die Selbstachtung, das Selbstvertrauen und die Selbstbeherrschung. Er war der Sohn eines Seemanns, welcher ein frühzeitiges Grab in den Wogen des Ozeans gefunden hatte, der Neffe von zwei Männern, die gleichfalls nur Arbeiter waren, wie er selbst viele Jahre nur als Tagwerker unter den Steinhauern stand, so daß sein Lebenslos hart genug gefallen schien. Indessen schon als Knabe beschäftigte er sich mit Eblern, als Arbeiter zu thun pflegen. Er sah ein, daß eine Seele in ihm war, und er lernte mehr und mehr verstehen, was sich daraus machen ließ. Wie wenige aus seinen Kreisen fand er eine Fähigkeit zur Vervollkommenung und zur eigensten Beglückung in sich. Öfters hielt er sich vor — und auch andere hielten ihm das vor: „Nun, was bist du denn eigentlich? Ein Arbeiter, und ein Arbeiter ist kein Gelehrter! welcher Unsinn, sich lange Abende über den Büchern einzuschließen, statt lustig und guter Dinge sich mit den anderen

zu erholen?" Diese Vorstellungen machten jedoch keinen Eindruck auf ihn. Er begriff, daß seine Beschäftigung als Steinhauer ihn durchaus nicht von der Freude am Wissen und Lernen ausschließe. Sein Entschluß war und blieb fest, weiter zu lernen, obgleich er außer sich selbst kaum einen hatte, der ihm den Mut und die Beharrlichkeit dazu eingab. In seinem Orte, Cromarty, gab es keine Fachschulen für Maschinenarbeiter, keine höheren Volksschulen, nicht einmal populär gehaltene Abendvorträge, die ihn hätten fördern können. Auch hatte er damals nicht die Gelegenheit, eine von den vielen billigen Volksausgaben guter Bücher vorzufinden, die heute zu Tausenden erscheinen und für manche ein so willkommener Führer in das unbekannte Paradies wirklicher Bildung werden. Trotz alledem beharrte er in Verfolgung seines Ziels und durch Selbstvertrauen und Selbstbeherrschung erreichte er mit Gottes Hilfe wunderbaren Erfolg. Wenige haben die englischen klassischen Schriftsteller so gekannt oder vom Studium der Bücher überhaupt so viel Freude gehabt, als er. Er schrieb mit der besten Englisch unter seinen Zeitgenossen, und seine Sprache war eben so schön wie kraftvoll. Als Geologe oder als Kenner der Wissenschaft von der Bildung der Erdschichten war er im Forschen unermüdlich und tief eindringend, im Darstellen und Beschreiben aber so hoch begabt, daß er von den oftmals trockensten Gegenständen des Wissens ein anziehendes, leicht verständliches Bild zu geben vermochte: Müller selber hatte nie an einen so durchschlagenden Erfolg gedacht, als er schrieb. Er fing an mit der bestimmten Absicht, seinen Geist zu bilden, und was noch besser war, alle veredelten Kräfte der Seele wie alle aufgefundenen Hilfsmittel und Quellen des Wissens in den Dienst des Guten, des Wahren und Edlen zu stellen. Er hatte es sich gar nicht als Ziel gesteckt, die Reihen der Arbeiter zu verlassen, und selbst als er diese verließ, blieb sein Herz unter ihnen. Er blieb seinem Vorsatz treu, als einer von ihnen sie zu einem besseren, glücklicheren Leben zu führen. Er wollte zeigen, daß ein Arbeiter nicht etwa nur als ein Wesen betrachtet werden müsse, das mit schwacher

geistiger Fähigkeit die Wildheit der Triebe und den Instinkt untergeordneter Geschöpfe verbindet, sondern daß er wie alle anderen Menschen eine höhere Lebensstufe erreichen könne. Er wollte das Vorurteil zerstören, daß ein Leben voll harter Arbeit sich nicht mit den Freuden vereinigen lasse, die aus der Veredelung der Seele ersprießen; daß Gott diejenigen, welche im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu essen bestimmt sind, davon habe ausschließen wollen, tausende von höheren Genüssen sich zu verschaffen. Er schrieb sein Buch „Meine Schulzeit und meine Schullehrer“, um zu zeigen, daß jeder, der nur ernstlich sucht, jene Freuden finden kann, indem er sich auf sich selbst und auf seinen Gott verläßt, der ihn sicher auf dem Wege zum Tempel der Wissenschaft geleitet, in welchem die Menschen so viel Freude und vielen Genuß finden können. Es giebt nicht bloß in England, sondern auch noch in Deutschland und Frankreich so viele Beispiele ähnlich glänzender Erfolge, daß man sie kaum zählen kann. Lange Abhandlungen sind oft darüber geschrieben, sogar ein vortreffliches Buch ist unter dem Titel „Selbsthilfe“ von Smiles darüber verfaßt worden. So auffallend erscheinen oftmals die Resultate eines ernstlichen auf energische Selbsthilfe gerichteten Strebens, daß man sie genial nennen möchte, da es wirklich schwer fällt, sie von der Genialität genau zu unterscheiden. „Lernen“, sagt Isaak Newton, der größte Sternkundige aller Zeiten, „ist gleichbedeutend mit Geduld beim Lesen, Wissen ist gleich mit Geduld beim Denken.“ Der große Naturforscher Buffon sagt: „Genie ist Geduld.“ Ein anderer nennt Genie „die Kraft geistige Anstrengungen zu machen“, und ähnlich, nur allgemein verständlicher, bemerkt John Foster: „Genie ist die Fähigkeit, das Feuer unter dem eigenen Herde der Gedanken anzuzünden.“

Von dem Selbstvertrauen ist nur ein Schritt zur Selbstbeherrschung. Wir können hier den bekannten Vergleich anwenden, nach welchem jeder Mensch ein König ist, der über eine kleine Anzahl von Unterthanen herrscht, nämlich über die mancherlei, sinnlichen, geistigen und moralischen Anlagen und

Fähigkeiten seiner Natur, seines Geistes und seines Willens. Alle diese Unterthanen aber sind nicht leicht zu regieren, sondern recht oft bereit, Rebellion zu machen, weshalb sie nur mit einer festen und starken Hand im Zaum gehalten werden können. Die sinnlichen Bedürfnisse, wie das Verlangen nach Speise und Trank und dem, was sonst der Körper nötig hat, ferner die Gemütsregungen mit Begierden, wie Ärger, Stolz, Rachsucht, die Sucht nach Geld oder Macht, nach Ehre, Beifall, Vergnügen oder nach vielem Wissen, dies sind einige der Unterthanen, die ein jeder zu regieren gesetzt ist, und die von der Vernunft und dem Gewissen mit Hilfe festen Gottvertrauens beherrscht werden sollten. Indessen oftmals herrscht nicht die feste Hand, sondern die vollste Anarchie, und an Stelle der guten Einzelregierung oder Monarchie hat sich eine schlechte Vielregierung eingeschlichen. Das unterscheidende Kennzeichen des Barbaren ist eben dieses, daß er die Herrschaft über jene Unterthanen im Innern seiner Brust ganz verloren hat und dieselbe stets dem Stärksten oder demjenigen unter ihnen, der gerade der heftigste ist, in solcher Weise auszuüben gestattet, daß er selber sich ganz willenslos davon fortreißen läßt. Je nachdem Menschen aus dem Zustande der Barbarei in den der Zivilisation übergehen, wächst auch in ihnen die Kraft der Selbstbeherrschung, welche jene Unterthanen in Ordnung hält und sie den edelsten Regungen willig dienstbar macht. Der arbeitenden Klasse fehlt mehr als jeder anderen dieses königliche Merkmal der Selbstbeherrschung. Gar leicht lassen sich die Arbeiter vom Augenblicke fortreißen und besitzen bei weitem nicht in genügendem Maße die nur durch die Angewöhnung erreichbare Macht über die unruhigen Unterthanen ihres inwendigen Menschen. Aber wir sind fest davon überzeugt, daß kaum ein zweites Ding in der ganzen Welt imstande ist, die Arbeiter als Stand so schnell höher zu heben, als diese Selbstbeherrschung.

Siebentes Kapitel.

Sonntagsruhe. — Schlußbetrachtung des Übersetzers.

Wer den hohen Wert der Selbstbeherrschung erkannt und die in diesem Büchlein ausgesprochenen Überzeugungen sich zu eigen gemacht, der begreift auch, wie notwendig für die Gesundheit und das Glück des Arbeiters sowohl wie der Menschen überhaupt die Stunden der Sammlung und Erholung sind. „Der Sabbat“, sagt der Herr, „ist um des Menschen Willen gemacht.“

Übereinstimmend berichten aus den Bezirken der Weltindustrie Amerikas, Englands und Deutschlands nicht nur die Sachverständigen, sondern auch die von den Regierungen mit der besonderen Untersuchung dieser Frage Betrauten, daß bessere und auch mehr Arbeit auf die Dauer nur da geliefert wird, wo man, ganz abgesehen von der höheren Bestimmung des Sabbats, die Sonntagsruhe regelmäßig einhält. Herr Vagnall, der Besitzer von sechs großen Eisenhütten, stellte den allgemeinen Brauch, auch Sonntags die großen Hochöfen zu feuern, gänzlich ab, und nach sieben Jahren kam er zu dem Ausdruck: „Wir haben eine größere Menge Eisen als je zuvor erzeugt, und sind auf allen sechs Eisenhütten besser im Gange, weniger von Unfällen und Unterbrechungen behelligt gewesen, als zu

irgendeiner Zeitperiode von sieben Jahren, in welcher auf unseren Hütten gearbeitet wurde.“*)

Die Erfahrung hat übrigens auch bewiesen, daß ein Ruhetag nach sechs Arbeitstagen richtiger und besser ist, als einer nach acht, neun, zehn oder mehr Tagen. Die französische Republik schaffte im Jahre 1794 die Einteilung der Zeit in Wochen und damit auch den Sabbat und die Verehrung Gottes vollständig ab und führte ein System von Dekaden ein, das heißt, eine Zehnteilung, welche auf neun Arbeitstage einen zehnten Ruhetag folgen ließ. Es ist bekannt, daß sich dies Unternehmen in der Folge als vollständig verfehlt erwies, und daß man bald die alte Woche mit ihrem Sonntag wieder herstellte. Ein Arbeiter hat ein kleines Buch geschrieben, in welchem die praktischen Schwierigkeiten der Dekadenzeit recht grell beleuchtet sind. Dasselbe führt den Titel: „Erholung von der Arbeit oder des Arbeiters Zuflucht für jede Woche.“ Der Verfasser war einige Zeit lang in Paris auf Arbeit. Neben ihm in der Werkstatt stand ein Franzose von außergewöhnlicher Geschicklichkeit, welcher niemals auch nur eine Minute verschwendete. Am Sonnabend pflegte dieser zu bedauern, daß er vor Montag seine Arbeit nicht wieder anrühren dürfe. Seine englischen Mitarbeiter bemerkten scherzend, daß er freilich in der Zeit der Dekade sich wohler gefühlt und auch viel Geld verdient haben müßte. „Nein“, sagte der Franzose ganz offen, „gerade das Gegenteil ist der Fall gewesen. Allerdings habe ich mich niemals durch den Revolutionschwinkel vom Arbeiten abziehen lassen; am Morgen des 10. August 1792 ging ich über den Hof der Tuilerieen nach meiner Werkstatt, aber nicht zehn Minuten lang habe ich mich mit der Betrachtung der umherliegenden verstümmelten Zeichnungen der Schweizer Garben aufgehalten. Mein Geschäft litt unter der Revolution nur sehr wenig — vielleicht gar nicht. Aber trotz

*) Anm. des Übersetzers: Die von der fortschreitenden Wissenschaft und Technik gefundenen Mittel und Wege eines gesteigerten Betriebes werden teilweise hierbei schon in Rechnung gebracht sein.

alldem und wie viel auch dagegen geschrieben wird, — im Sonntag liegt viel. Als wir keinen eigentlichen Sonntag hatten, kannten wir auch keine eigentlichen Arbeitstage. Der zehnte Tag war nicht gesetzlich angeordneter Ruhetag und die Werkstätten waren nicht geschlossen. Wir arbeiteten, wenn wir Lust hatten, und oftmals länger, als wir mochten, aber nicht ein einziges Mal hatte ich im Monat so viel verdient, als jetzt oder vorher. Von Herzen froh war ich, als der Teufel die Dekaden holte und die Wochen wieder eingeführt wurden. Nein, sage ich euch, haltet den Sonntag fest.“ Ein gut eingeteilter Sonntag ist unschätzbar für Leib und Seele, weil er, wie nichts anderes, beide erfrischt. Er versöhnt uns mit der Last der Arbeit und läßt uns im reinlichen Familienzimmer und im schmuken Sonntagskleide die Befriedigung des Lebens empfinden, welche in der Woche so oft verloren geht. Wehe demjenigen, welcher mit der Liebe zur festlichen Reinlichkeit bricht. Er verlernt dann auch bald die Achtung des eigenen Selbst; er geht mit samt der Familie langsam aber sicher unter! Hierzu kommt nun das dritte Gebot und mahnt, den Sonntag heilig zu halten. An die Heilighaltung knüpft sich das zeitliche wie das ewige Wohl der Menschen. Wahrlich wenn wir dies „Heilige“ wegstreichen, dann bleibt nichts mehr, was stark genug wäre, den wuchernden Krämer ein einzig Mal nur zehn bis zwölf Stunden von seinem Geldkasten wegzuziehen. Wohl ist es richtig, daß mit dem Kirchengehen allein in gar vielen Fällen recht wenig genügt wird. Viele Leute gehen dahin und gleichen dem Manne, der vor den Spiegel tritt, sein Abbild beschaut und davon geht, um bald vergessen zu haben, wie er aussieht; indessen wer sich daran gewöhnt, in die Kirche zu gehen, wird doch weit eher als der Kirchenverächter den Augenblick finden, wo er sich getroffen und in die Höhe gezogen fühlt, um nicht ferner zu sinken.

Wer das Büchlein bis zu Ende gelesen hat — und uns hat es vom ersten bis zum letzten Kapitel gefesselt —, der wird zweierlei bekennen. Viel Bekanntes habe ich gefunden,

Wailie, Bessere Zeiten.

6

und das Ganze giebt doch nur einen Blick in die Zustände der englischen Arbeiterwelt. Was sollen wir Deutsche also damit?

Das erste gebe ich zu; das zweite muß ich bestreiten. Denn ob Großbritannien oder Deutschland — das menschliche Herz ist doch im Grunde unter dem englischen Arbeiterkittel genau dasselbe wie unter dem deutschen, und die Stellung der großen Mehrheit der Arbeitgeber zu ihren Arbeitern ist hüben wie drüben im wesentlichen dieselbe. Es ist mehr oder weniger — die rühmlichen Ausnahmen abgerechnet — der Egoismus, der sie beherrscht und zugleich vergessen läßt, welche Verantwortung ihnen ihre soziale Stellung und ihr wirtschaftliches Übergewicht auferlegt. Auch ist es dort wie hier dieselbe Macht des Kapitals, welches sich der Arbeit gegenüber in seiner bevorzugten Stellung behaupten möchte.

Ist es deshalb nicht ganz natürlich, daß sich in England ebenso wie in Deutschland dieselben Fehler, Leidenschaften und Laster in den betreffenden Klassen und ihren einzelnen Mitgliedern entdecken lassen, daß hier wie dort die Arbeiternot im großen und ganzen dieselbe ist? Die Not der arbeitenden Klassen ist eben eine internationale wie die Unzufriedenheit mit ihrer Lage und die geflüsterte systematische Aufstachelung dazu auch eine internationale ist.

Es handelt sich also hier nicht um spezifisch englische Zustände, sondern um allen Industriellen gemeinsame. Aber jedenfalls ist es interessant, die Methode kennen zu lernen, welche man in vielen Kreisen der Arbeiter und Arbeitgeber Englands anwendet, um jene Notstände an der hier im Buche aufgedeckten Wurzel anzufassen.

Und ferner ist es lehrreich, einen Blick in das Herz eines schottischen Pfarrers und damit eines großen Teils der englischen Geistlichen überhaupt zu thun, denn Professor Blaikie steht wahrlich nicht allein mit seinen Ansichten unter seinen Kollegen, wie etwa ein weißer unter den schwarzen Raben. Sein Buch, schon im Jahre 1867 in mehr als 70 000 Exemplaren verbreitet, hat die größte Anerkennung in weiten Kreisen

der Arbeiter und der diesen nahestehenden Gebildeten gefunden. Und dieser Blick in das Innere des Verfassers zeigt doch jedem, auch dem von Natur Mißtrauischen, daß er ein warmes, sehr warmes Herz für die Arbeiterwelt und ihre Not hat.

Wird aber dies zugegeben — die Ähnlichkeit englischer Arbeiterzustände mit den unserigen, und das warme Herz dessen, der sie beschrieb und Fingerzeige für bessere Zeiten des arbeitenden Mannes gegeben hat — dann ist dies Büchlein schon an und für sich wertvoll und den aufmerksamen Lesern dringend zu empfehlen.

Vielleicht daß einer oder der andere sich bewogen fühlt, aus dem Stillleben der Arbeiterwelt Deutschlands ähnliche Erfahrungen zu veröffentlichen, den einen zur Aufmunterung, den andern, welche an unseren Zuständen fast verzweifeln wollen, zum Trost und zur Belebung der erstorbenen Hoffnung. Jedenfalls sind die Vorschläge Blaikies nicht vornehm von der Hand zu weisen, denn wir haben es bei denselben nicht mit bloßen Theorien zu thun, entsprungen in der Studierstube eines Menschenfreundes und Priesters des Evangeliums, sondern mit Beobachtungen von Thatsachen des alltäglichen Lebens und von Einrichtungen, deren Güte in ihrer langjährigen Bewährung liegt.

Seine Vorschläge auf Vesserung der Lage der arbeitenden Klassen laufen auf drei hinaus: Selbsthilfe, durch Selbstbeherrschung, auf der Grundlage einer lebendigen christlichen Religiosität.

In der Notwendigkeit dieser Grundlage des christlichen Glaubens kann niemand zweifeln, der das Leben mit prüfendem Blick betrachtet. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß Gottlosigkeit den Menschen innerlich und äußerlich verwirrt und ihn zum größten Sklaven macht, nämlich seiner selbst. Seine ungezügelte Selbstsucht, seine Lüste und Begierden werden sein erbarmungsloser Tyrann. Umgekehrt aber ist der innerstehende Glaube an den lebendigen Gott und seine heiligen, ewigen Ordnungen und das feste Vertrauen auf seine Gnade in Jesu Christo allein imstande, dem Menschen auch einen festen, sitt-

lichen Halt zu geben. Der Kern dieses sittlichen Halts ist aber eben jene Selbstbeherrschung, sich selbst und anderen gegenüber.

Zwar kann der Glaubensverächter bei natürlicher Energie des Willens auch Selbstbeherrschung üben, aber er vermag es doch nur bis zu einem gewissen Punkte; dieser tritt sofort ein, sobald jene Selbstzucht aufhört, irgendeinen ideellen oder materiellen Nutzen zu bringen, und anfängt, mit irgendeinem Nachteil und materiellen Schaden zu drohen. Dann wirft der Feind des Glaubens die Selbstbeherrschung sofort von sich. Der Glaubensfreund jedoch hält daran fest auch unter dem augenblicklichen Verlust, den er davon hat. Seine Lebensnorm ist dann nicht eine zeitliche, sondern die ewige, von seinem Glauben fest ergriffene, göttliche Ordnung.

Ohne lebendige Religiosität kann es keine dauernde, allen Versuchungen des eigenen lieben Ichs und der Welt widerstehende Sittlichkeit geben. Die standhafte, unerschütterliche Moral hat ihres Lebens Wurzeln allein in der geheimnisvollen göttlichen Macht, welche dem Glauben verheißen ist und verliehen wird.

Eine höhere Sittlichkeit aber als diejenige, welche aus dem christlichen Glauben erwächst, giebt es nicht.

Es muß also, das ist das Fundament eines besseren Aufbaus des Arbeiterwohls, die christliche Religiosität wieder der Pulsschlag des Arbeiterlebens, die Grundlage des Arbeiterhauses werden; nicht minder muß aber eben diese christliche Moral wieder die Richtschnur in der Welt der Arbeitgeber und zugleich der Nerv aller sozialökonomischen Betrachtung werden.

Aber — darin hat der Verfasser ebenfalls unbestreitbar Recht — diese Religiosität kommt nicht trotz der leeren Kirchen, sondern nur mit Heilighaltung des Sabbats, nur mit der Lust am Worte des lebendigen Gottes. Auch das hat ferner das Büchlein klar gestellt, und der Übersetzer kann es aus eigener jahrelanger Kenntnis des englischen Lebens bestätigen, daß der englische Arbeiter viel kirchlicher ist, als der

deutsche. Er gehört keineswegs zu denjenigen, welche die Kirchlichkeit der Engländer in ihrer ganzen äußeren Entfaltung als durchweg musterhaft ansehen, im Gegenteil er kennt die vielen Schattenseiten derselben sehr genau. Aber das muß er doch behaupten, daß die englische Kirchlichkeit, wenn das Wesen des kirchlichen Sinnes überhaupt in der Achtung vor dem Worte Gottes, vor den kirchlichen Ordnungen und Einrichtungen und zugleich auch vor dem geistlichen Stande besteht, eine durchaus nachahmenswerte ist. Jedenfalls beweist sie dies, daß die Arbeiterwelt drüben den himmlischen Dingen nicht so feindlich gegenüber steht, wie das leider bei einem großen Bruchteil der Arbeiter hier der Fall ist und durch den Einfluß der atheïstischen Führer der Sozialdemokratie immer mehr zu werden droht.

Wie kann ein Volk religiös werden, wenn es die Urkunden der Religion und ihre heiligen Stätten mit vollem Bewußtsein verachtet?

Wollte Gott, daß unser Volk durch den neuen Hauch des Geistes von oben, der durch die Welt geht, der jüngst in der Lutherfeier seinen beglückenden Ausdruck fand, auch die Arbeiterkreise dauernd ergriffe, so daß sie wieder anfangen, mit dem Worte Gottes zusammenzuwachsen und vom Glauben sich neu beleben zu lassen, wie das in Luther der Fall war!

Dazu gehört vor allem der eigene freie Wille. In diesem Sinne könnte man auch hier von Selbsthilfe und Selbstbeherrschung der natürlichen Abneigung gegen Gottes Wort reden.

Damit kommen wir zum letzten Vorschlag Blaities — der Selbsthilfe. Oft will es scheinen, als ob der Verfasser darin allein den Schwerpunkt der Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter legen wollte. Aber auch England hat nicht schlechtthin das Prinzip der Selbsthilfe; auch dort hat der Staat in seiner Fabrikgesetzgebung seinen mächtigen Arm den Arbeitern geliehen. Wir in Deutschland haben in dem letzten Jahrzehnt so viel gelernt, daß wir weder der Selbsthilfe des manchesterlichen Liberalismus, noch der alleinigen Staatshilfe, welche die

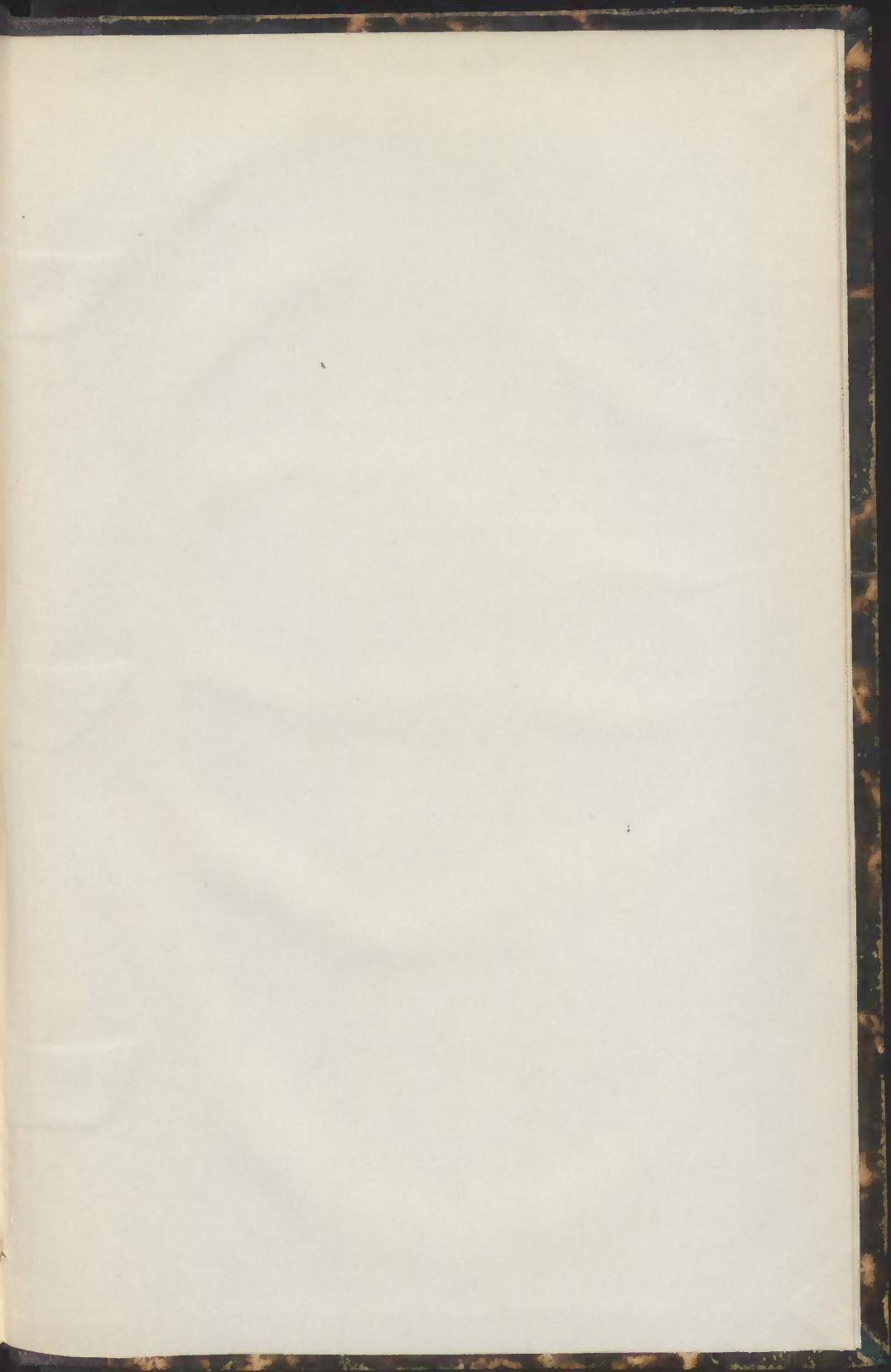
radikale Sozialdemokratie proklamiert, mehr trauen. Hier beginnt sich die Losung Bahn zu brechen: Selbsthilfe mit der Staatshilfe, und zwar nicht etwa auf jedem Fleck des weiten Gebietes wirtschaftlichen Lebens, sondern nur da, wo das Prinzip der Selbsthilfe absolut versagt.

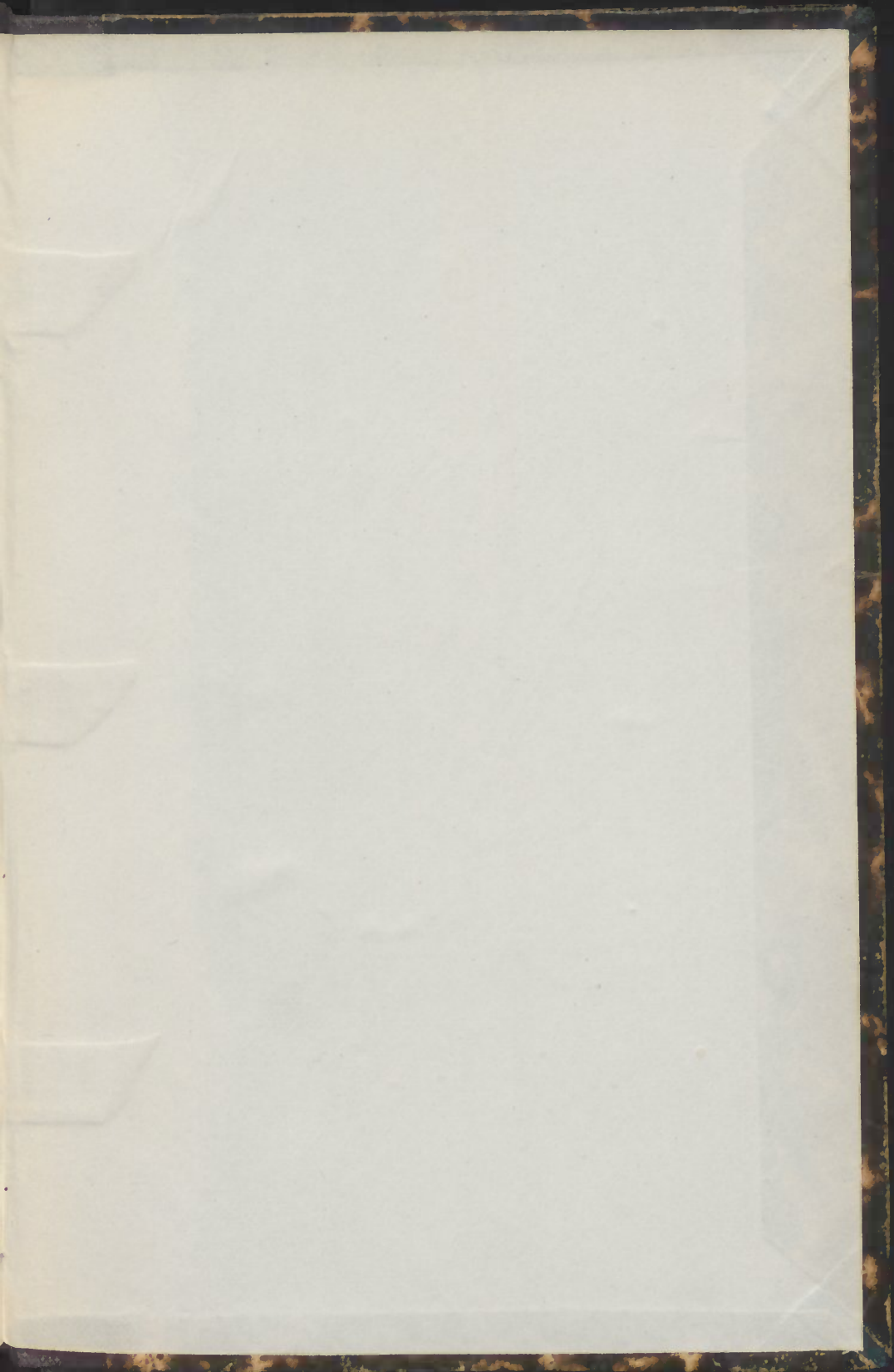
Und bei ruhiger Erwägung müssen auch die produzierenden Kreise dieser Losung ihren Beifall zollen. Es giebt ganze Klassen, die außer Stande sind, sich selber zu helfen, ganze Produktionszweige, die unfähig geworden, aus eigener Kraft sich wieder emporzurichten. Die Arbeiter gewisser Industriezweige sind öfters physisch und moralisch so entartet und entnervt und liegen so schwer darnieder, daß der starke Arm des Staates sich zu ihnen herablassen und sie erst wieder aufrichten muß, um sie den religiös-sittlichen Einwirkungen der Kirche überhaupt zugänglich und damit zur Selbsthilfe fähig zu machen. Es hat auch nicht jeder die Energie eines Stephenson und Miller. Es haben die einzelnen Gewerke auch nicht so verständige Führer.

Diesem Mangel muß eben durch höheren Einfluß abgeholfen werden. Nur wolle man nicht den Schwerpunkt in einen der drei genannten Faktoren allein legen, — Religion, Selbsthilfe, Staatshilfe. Alle drei müssen sich die Hände reichen und gemeinsam arbeiten.

Und von diesem Gesichtspunkte aus, wird das Büchlein auch nicht verfehlen, seinen Nutzen zu bringen.

Druck von Friedr. Andr. Berthes in Gotha.







206\$07968523